

Gabriele Jancke

## **Selbstzeugnisse von Gelehrten und soziale Praktiken des Wortes – personale Identität? Personkonzepte, Zugehörigkeit und Vergangenheitskonstruktionen<sup>1</sup>**

Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit waren von vornherein auf Sozialität hin angelegt. Zu dieser Sozialität innerhalb einer traditionellen Gesellschaft gehörten aktuelle Gruppenbildungsprozesse, wie sie zum Beispiel in gastlichen Situationen stattfanden und in Selbstzeugnissen von Gelehrten häufig thematisiert wurden. Ebenfalls gehörten auch die Mechanismen von Tradition und Traditionsbildung zu dieser Sozialität.

Die Konstruktion von Vergangenheit in Selbstzeugnissen hatte im 15. und 16. Jahrhundert viele Facetten. Die beschriebene eigene Person war immer ein Teil dieser Vergangenheitskonstruktionen, bildete aber nicht notwendigerweise auch deren Ausgangspunkt oder ihren Mittel- oder ihren Zielpunkt. Sowohl eine zentrale als auch eine eher marginale Positionierung waren möglich, so dass autobiographische Vergangenheitskonstruktionen keineswegs auf die eigene Person und deren Lebenszeit beschränkt sein mussten. Sie konnten sowohl in zeitlicher als auch in sozialer Hinsicht über die eigene Person weit hinausreichen und von vornherein andere Personen und die unterschiedlichsten Sozialgebilde und deren Vergangenheit mit umfassen.

Soziale Beziehungen und Gruppen, aber auch Gemeinwesen und überhaupt größere soziale Zusammenhänge waren vielfach als Kontexte wichtig, in denen VerfasserInnen ihre autobiographische Person platzieren wollten. Die Vergangenheitskonstruktionen autobiographischer Texte manifestierten sich darin, wie die AutorInnen die zeitlichen Aspekte ihrer eigenen Person und der von ihnen jeweils hergestellten Kontexte akzentuierten. Dabei spielte zunächst die für sie synchrone, zeitgeschichtliche Nähe eine große Rolle, sodann aber in diachroner Hinsicht auch historische Ferndimensionen. Es eröffnet sich also ein weites Feld, das sich in diesem Aufsatz längst nicht ganz erschließen lässt. Die folgenden Überlegungen setzen zunächst bei der Person und bei den Selbstzeugnissen an, um grundsätzliche Fragen der Konzeptionalisierung zu klären. Sodann werden am Beispiel von Praktiken der Gastfreundschaft konkret die sozialen Zugehörigkeiten diskutiert, in die gelehrte Verfasser in ihren Selbstzeugnissen ihre Person hineinstellten; hier eröffnen sich auch Perspektiven auf den Umgang mit Worten in einem solchen Feld von Praktiken. Schließlich wird das Spektrum von Möglichkeiten zur autobiographischen Vergangenheitskonstruktion vorgeführt, das sich in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts für die

---

<sup>1</sup> Ich bedanke mich bei Stefan Hanß für eine kritische Lektüre dieses Beitrages und für einige Hinweise.

autobiographische Person und ihre Sozialität im gelehrten Umfeld findet. Am Schluss werden die Befunde zu Vergangenheitskonstruktionen in Selbstzeugnissen daraufhin reflektiert, welche Arten von Zeitlichkeit sich in dieser Textgruppe feststellen lassen.

## 1 Die Frage nach Personkonzepten – ‚Person‘ als analytische Kategorie

Ausgangspunkt für diesen Beitrag ist eine Frage, die sich auf das weite Feld der Personkonzepte in allen ihren möglichen Spielarten richtet, so wie sie in autobiographischen Schriften fassbar werden. Der Begriff der ‚personalen Identität‘ wird als Teil dieses Feldes gesehen, aber nicht von vornherein als die einzige mögliche Antwort behandelt.

Diese Fragestellung schließt an eine Diskussion an, die seit einiger Zeit in der Selbstzeugnisforschung über den Begriff der ‚Individualität‘ geführt worden ist. Die lange selbstverständlich angewandte Kategorie der ‚Individualität‘ hat sich demnach als wenig geeignet erwiesen, um vormoderne autobiographische Schriften interpretieren zu können. So führte die Suche nach der ‚Individualität‘ dazu, viele autobiographische Texte auszuschließen, weil sie diesem Kriterium nicht zu genügen vermögen. Zugleich ließen sich viele Eigenarten der Texte nicht erfassen. Nachdem unter dem weiten Oberbegriff der ‚Selbstzeugnisse‘ oder ‚Egodokumente‘ die Textbasis erheblich erweitert und die Texte zu einer großen Bandbreite von Themen befragt worden waren, wandte man sich auch dem darin beschriebenen ‚Selbst‘ zu und begann sich damit von einer Fokussierung auf die ‚Individualität‘ der Person zu lösen. So stellte sich heraus, dass in frühneuzeitlichen autobiographischen Schriften eine Selbstdefinition primär durch Andere und Anderes, kaum aber aus sich selbst und in Bezug auf sich selbst vorgenommen wurde. Um diesen Befunden an frühneuzeitlicher Autobiographik auch konzeptuell gerecht werden zu können, wurde etwa der Begriff der ‚Heterologie‘ vorgeschlagen.

Statt eine neutrale wissenschaftliche Beschreibungskategorie zu sein, hat sich die ‚Individualität‘ als ein inhaltlich sehr spezifisches, historisch und regional partikulares Konzept herausgestellt. Es wurde deutlich, dass sich in einem Begriff wie ‚Individualität‘ Grundannahmen über ‚Person‘ niedergeschlagen haben, die es zunächst zu dekonstruieren galt, um sodann in einem nächsten Schritt die bisherigen Vorannahmen in offene Fragen umformulieren und schließlich eine Re-Konstruktion auf neuer konzeptueller Basis vornehmen zu können. Aus diesem Diskussionsprozess sollen einige Überlegungen resümiert werden, um die konzeptuellen und methodischen Voraussetzungen für das Folgende zu klären.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Zur Heterologie siehe EVA KORMANN: Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert. Köln u. a. 2004 (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Band 13). Der Terminus der ‚Personkonzepte‘ (‚concepts of

Für die Untersuchung der Vergangenheitskonstruktionen ist die Frage zentral, wie die autobiographisch dargestellte Person zu fassen ist. Als eine textuelle und konstruierte ‚*persona*‘ ist sie zunächst von der realen Person zu unterscheiden, die sich in ihrer außertextlichen Wirklichkeit mit allen ihren körperlich-materiellen, psychischen und raum-zeitlichen Dimensionen und keineswegs nur in Form von Worten und Schriftlichkeit manifestiert.

Drei Punkte sind besonders wichtig: Erstens, in autobiographischen Schriften sind es nicht die Personen selbst, die man wahrnehmen kann – die Personen der VerfasserInnen in ihrem jeweiligen Leben, in Fleisch und Blut, in ihren Handlungen und Leidenschaften, in ihren glücklichen oder traumatisierten Teilen. Was sichtbar wird, ist etwas, was man die ‚autobiographische Person‘ nennen könnte. Sie ist aus anderem Material gemacht als eine reale und physische Person, gestaltet durch Sprache in verschiedenen Formen und Textsorten, zum Thema erhoben, über das gesprochen und diskutiert werden kann, möglicherweise transformiert in eine wertvolle Ressource von wichtigem Wissen, das sich an zukünftige Generationen weitergeben lässt. Autobiographische Personen sind daher nicht so sehr als reale Personen, sondern viel eher als Konzepte von Personen lesbar, absichtsvoll gestaltet und auf schriftlichem Wege mitgeteilt. Dabei spielt der Gesichtspunkt der Übersetzung aus dem Medium des gelebten Lebens und seiner (auch und nicht zuletzt) materiell-physischen Erfahrungen in ein anderes Medium, das von Sprache und Text, eine zentrale Rolle<sup>3</sup> und muss mit reflektiert werden. Fragen von zeitlicher Strukturierung betreffen einerseits die schreibenden und beschriebenen Personen und andererseits die materiell objektivierten Texte auf unterschiedliche Weisen, die auch getrennt zu untersuchen wären.

---

person‘) ist üblich u. a. in der Ethnologie, Philosophie und Psychologie; von dort ist er in die Autobiographie- und Selbstzeugnisforschung übernommen worden, siehe GABRIELE JANCKE und CLAUDIA ULBRICH: Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. In: Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. Hgg. von GABRIELE JANCKE und CLAUDIA ULBRICH. Göttingen 2005 (Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung. Band 10), S. 7–27. Für die osmanistische Forschung vgl. CEMAL KAFADAR: Self and Others. The Diary of a Dervish in Seventeenth Century Istanbul and First-Person Narratives in Ottoman Literature. *Studia Islamica* 69 (1989) S. 121–150; sowie zuletzt: Many Ways of Speaking about the Self. Middle Eastern Ego-Documents in Arabic, Persian, and Turkish (14th–20th Century). Hg. von RALF ELGER. Wiesbaden 2010. Das Folgende nach ELKE HARTMANN und GABRIELE JANCKE: Roupens „Erinnerungen eines armenischen Revolutionärs“ (1921/1951) im transepochnalen Dialog – Konzepte und Kategorien der Selbstzeugnisforschung zwischen Universalität und Partikularität. In: Selbstzeugnis und Person – transkulturelle Perspektiven. Hgg. von CLAUDIA ULBRICH u. a. Köln u. a. 2012 (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Band 20), S. 31–71, hier S. 35–38.

<sup>3</sup> Interpreting the Self: Autobiography in the Arabic Literary Tradition. Hg. von DWIGHT F. REYNOLDS. Gemeinsam verfasst von KRISTEN E. BRUSTAD u. a. Berkeley u. a. 2001, S. 2f., 42; JANCKE und ULBRICH: Individuum (wie Anm. 2), S. 26; GABRIELE JANCKE und SEBASTIAN CWIKLINSKI: Räume des Selbst – Gastfreundschaft im Reisebericht des tatarischen gelehrten Publizisten Abdurrahman Ibrahim (frühes 20. Jahrhundert). In: Räume des Selbst. Selbstzeugnisse transkulturell. Hgg. von ANDREAS BÄHR u. a. Köln u. a. 2007 (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Band 19), S. 131–150 bei Anm. 5.

Auch ist zu berücksichtigen, dass Muster gelebten Lebens – das heißt sowohl strukturierte Verhaltensweisen als auch Deutungsschemata – beim autobiographischen Schreiben kaum direkt widergespiegelt, sondern in die Muster des praktizierten und vertrauten Schreibens gebracht werden. Hier sind also Praktiken der Alltagsschriftlichkeit, Leseerfahrungen, vorbildliche narrative Formen, textsortenspezifische Muster und Traditionen, ästhetische Gestaltung und intertextuelle Bezüge mit ins Auge zu fassen. Unter diesen Gesichtspunkten muss mit dem Begriff ‚Personkonzepte‘ sehr zurückhaltend umgegangen werden, hat man doch bei den Selbstzeugnissen alles andere als explizite theoretische Traktate über ein Konzept vor sich, sondern Berichte und Erzählungen über Ereignisse und Handlungen, bei denen unter anderem auch mit lebensweltlich praktizierten Personkonzepten hantiert wird. Solche Personkonzepte sind an der Schnittstelle zwischen unbewusstem Verhalten und individuellem geplanten Handeln, zwischen der Einbindung in Strukturen und Zwänge einerseits und dem Finden von Möglichkeiten andererseits angesiedelt und verweisen auf Normativitätsdiskurse, die den VerfasserInnen wichtig waren. Diese Art des sozialen Wissens bleibt in den Texten meist implizit und kann nur in einer umfassenden Kontextualisierung erschlossen werden.

Sodann ist die autobiographische Person mit einer artikulierten Stimme vernehmbar, die das autobiographische Material gestaltet und organisiert, ein Publikum anspricht, eine textuelle Form findet, Absichten und Strategien verfolgt, bewegt durch Motive, die vornehmlich in ihrer gegenwärtigen Situation liegen und als solche zugleich weit in die Vergangenheit zurückreichen können. In frühneuzeitlichen autobiographischen Schriften ist die Stimme der schreibenden Person oft ein hervorstechendes Merkmal, und sie hörbar zu machen, war den VerfasserInnen ein wichtiges Anliegen. Durch diese Stimme ist die schreibende Person bezogen auf Dialoge, Debatten, Konflikte. Ihr autobiographisches Schreiben hat seinen Ort in verschiedenen Arten von sozialen und dialogischen Situationen. Es ist als Teil einer fortgesetzten Kommunikation oder als kommunikativer Input in eine soziale Situation zu verstehen. Kommunikative, literarische, rhetorische und intertextuelle Komponenten waren Teil solcher Situationen. Nicht immer schrieben AutorInnen selbst, sie konnten auch diktieren oder schreiben lassen, wie es bei Götz von Berlichingen (1480–1562) oder Kaiser Maximilian I. (1459–1519) der Fall war.<sup>4</sup> VerfasserInnen autorisierten auch nicht immer selbst, was sie geschrieben hatten, das konnten sie in frühneuzeitlichen Verhältnissen an einen Patron delegieren. Schreiben und die Kontrolle darüber mussten nicht in einer einzigen realen Person verbunden werden, sondern konnten aufgeteilt sein auf mehrere Personen. In vielen Fällen gab es verteilte Rollen

---

<sup>4</sup> Nähere Informationen zu den autobiographischen Texten, Kurzangaben zu den VerfasserInnen sowie weitere Literatur findet sich für alle in diesem Beitrag genannten Beispiele in: GABRIELE JANCKE: Selbstzeugnisse im deutschsprachigen Raum. Autobiographien, Tagebücher und andere autobiographische Schriften. 1400–1620. Eine Quellenkunde. Unter Mitarbeit von MARC JARZEBOWSKI u. a. <http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/jancke-quellenkunde> (13.08.2008, zuletzt gesehen: 04.04.2012).

und geteilte Verantwortlichkeiten. All dies muss berücksichtigt werden, wenn man über autobiographische Konzepte von Autorschaft nachdenkt. Autorkonzepte sind ein Teil der Personkonzepte, mit denen autobiographisch Schreibende in Kommunikationssituationen umgehen. Zugleich sind sie in Verbindung mit dem jeweiligen Text- und Literatursystem und mit anderen Formen von Schriftlichkeit zu sehen, die die jeweiligen VerfasserInnen praktizierten.

Drittens werden autobiographische Personen in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen meist präsentiert als Teil von Gruppen und in sozialen Beziehungen und Hierarchien, durch die solche Gruppen konstituiert werden. Personkonzepte werden zum Teil gruppenspezifisch gefasst, und Sozialität bedeutet Handlungsräume, aber keineswegs ein Aufgehen in der Gruppe (ohne eigenen Willen und Handlungsmöglichkeiten).<sup>5</sup> Mit einfachen Gegenüberstellungen wie einem ‚egozentrischen‘ vs. ‚soziozentrischen‘ Personkonzept sind diese komplexen Verhältnisse und ihre Einbindung in die ganz konkreten und partikularen gesellschaftlichen und historischen Kontexte nicht fassbar zu machen. ‚Person‘ muss daher, wie es bereits Marcel Mauss 1938 vorgeschlagen hat, als analytische Kategorie reflektiert werden, damit sie als Gegenstand in kontextangemessener Weise beschreibbar wird und damit Selbstzeugnisse für solche Fragen lesbar werden.<sup>6</sup> Auf einer sehr allgemeinen Ebene sollten

---

<sup>5</sup> So bereits formuliert bei NATALIE ZEMON DAVIS: *Boundaries and the Sense of Self in Sixteenth-Century France*. In: *Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought*. Hgg. von THOMAS C. HELLER u. a. Stanford 1986, S. 53–63, 332–335 (deutsche Übers.: *Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des 16. Jahrhunderts*. In: *DIES: Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*. Berlin 1986, S. 7–18, 133–135). Anders JOHN JEFFRIES MARTIN: *Myths of Renaissance Individualism*. Basingstoke, Hampsh./New York 2004 (*Early Modern History: Society and Culture*), S. 30–32, der Sozialität ganz klassisch wie bereits Burckhardt als Aufgehen des Individuums in der Gruppe fasst („the social or conforming self“).

<sup>6</sup> MARCEL MAUSS: *Une catégorie de l'esprit humain. La notion de personne, celle de „moi“*. *Journal of the Royal Anthropological Institute* 68 (1938) S. 263–281 (Huxley Memorial Lecture) (deutsche Übers.: *Eine Kategorie des menschlichen Geistes. Der Begriff der Person und des „Ich“*. In: *DERS.: Soziologie und Anthropologie Band. 2: Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellung, Körpertechniken, Begriff der Person*. Frankfurt a. M. u. a. 1978 (Anthropologie), S. 223–252; englische Übers.: *A Category of the Human Mind. The Notion of Person; the Notion of Self*. In: *The Category of the Person. Anthropology, Philosophy, History*. Hgg. von MICHAEL CARRITHERS u. a. Cambridge 1985, S. 1–25; nochmals in: *Identity: A Reader*. Hgg. von PAUL DU GAY u. a. London u. a. 2000, S. 325–345). Personkonzepte in der Dichotomie von egozentrisch und soziozentrisch diskutieren RICHARD A. SHWEDER und EDMUND J. BOURNE: *Does the Concept of the Person Vary Cross-Culturally?* In: *Culture Theory. Essays on Mind, Self and Emotion*. Hgg. von RICHARD A. SHWEDER und ROBERT A. LEVINE. Cambridge 1984, S. 158–199, ohne allerdings das binäre Denken als solches in Frage zu stellen und ohne Schicht und Geschlecht systematisch zu berücksichtigen. Die impliziten Geschlechterannahmen des egozentrischen Individuumskonzeptes wurden in der Kohlberg-Gilligan-Debatte der 1980er Jahre diskutiert; vgl. CAROL GILLIGAN: *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge, Mass. 1982 (deutsche Übers.: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München/Zürich 1984); vgl. neuerdings JANET CARSTEN: *After Kinship*. Cambridge u. a. 2004 (*New Departures in Anthropology*), bes. Kap. 4: „The Person“, S. 83–108.

die theoretischen Werkzeuge deshalb mindestens drei Aspekte enthalten: Erstens, im Hinblick auf die Zugehörigkeit zu Gruppen ist ‚Person‘ als eine partizipative Kategorie zu sehen; zweitens, im Hinblick auf soziale Beziehungen geht es bei ‚Person‘ um eine Beziehungskategorie; und drittens ist ‚Person‘ mit Blick auf Praktiken eine performative Kategorie („doing person“).<sup>7</sup> Ein Personverständnis, das einseitig auf das Bewusstsein und auf Selbstreflexivität orientiert ist, würde sich nur auf einen kleinen Ausschnitt konzentrieren und ist deshalb als analytisches Konzept zur Untersuchung historischer Phänomene zu eng gefasst.

Solche Überlegungen haben sich ursprünglich aus der Autobiographie- und Selbstzeugnisforschung ergeben, dann aber als relevant für Gesellschaften grundsätzlich erwiesen: Wie Personen sich verstehen, wie sie selbst danach handeln und andere verstehen und behandeln, das geht in seiner Bedeutung weit über Selbstzeugnisse hinaus. Selbstzeugnisse sind, von der Frage nach Personkonzepten her gesehen, nur eine mögliche Quellensorte, aber sicher eine besonders ergiebige. Wenn in der Selbstzeugnisforschung solche und andere Fragen nach der Person gestellt werden, dann ist das Ziel dieses Unternehmens, offenere Kategorien zu verwenden, die auch das Potential haben, auf verschiedene Kulturen, Epochen und Textsorten anwendbar zu sein und diese wechselseitig zu erhellen.

Konsens besteht darüber, dass Personkonzepte stets in Verbindung mit sozialen Kategorien wie Stand, Schicht, Geschlecht und Religion konstruiert sind.<sup>8</sup> In historischen (und auch ethnologischen) Arbeiten hat sich ‚Person‘ grundsätzlich als ein historisch und kulturell wandelbares, noch weitgehend unerforschtes Gebiet gezeigt, das für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit etwa von Charles Taylor mit einer unbekanntenen Sprache verglichen worden ist.<sup>9</sup> Als Konsequenz aus solchen Befunden muss ‚Person‘ als eine grundlegende Kategorie angesehen werden, die sowohl mit den sozialen Grundeinheiten einer Gesellschaft als auch mit einer reichen historischen und kulturellen Vielfalt befasst ist. Ähnlich wie Marcel Mauss es formuliert hat, würde es

<sup>7</sup> Zu einem ‚performative self‘ siehe auch MARTIN: *Myths* (wie Anm. 5), S. 35–37, der dies als bewusste, theatralische Inszenierung begreift; GABRIELE JANCKE: *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Köln u. a. 2002 (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Band 10); JANCKE und ULBRICH: *Individuum* (wie Anm. 2); vgl. auch GABRIELE JANCKE: *Patronagebeziehungen in autobiographischen Schriften des 16. Jahrhunderts – Individualisierungsweisen?* In: *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive*. Hg. von KASPAR VON GREYERZ unter Mitarb. von ELISABETH MÜLLER-LUCKNER. München 2007 (Schriften des Historischen Kollegs. Band 68), S. 13–31. Zu ‚doing person‘ siehe DIES.: „Individuality“, *Relationships, Words about Oneself: Autobiographical Writing as a Resource (15th/16th Centuries) – Konrad Pellikan’s Autobiography*. In: *Forms of Individuality in the Medieval and Early Modern Period*. Hg. von FRANZ-JOSEF ARLINGHAUS. Turnhout 2015 (Utrecht Studies in Medieval Literacy 31), S. 151–175.

<sup>8</sup> CLAUDIA ULBRICH: *Person and Gender: The Memoirs of the Countess of Schwerin*. *German History* 28, 3 (2010) S. 296–309.

<sup>9</sup> CHARLES TAYLOR: *The Person*. In: *The Category*. Hgg. von CARRITHERS u. a. (wie Anm. 6), S. 257–281, hier S. 269f.; ausführlich dazu siehe JANCKE: „Individuality“ (wie Anm. 7).

zu kurz greifen, sie als kulturell, historisch und sozial invariable Größe anzusehen, die überall und immer und für alle das Gleiche meinen kann.<sup>10</sup>

Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass der Terminus der ‚personalen Identität‘ im Feld der Personkonzepte angesiedelt ist. Dabei handelt es sich allerdings bereits um eine spezifische Antwort. Sie postuliert einige Merkmale wie die Stabilität von Person, einen Schwerpunkt des Personkonzepts im Bewusstsein sowie eine Selbstreflexivität der Person, bevor nach Personkonzepten wirklich explizit gefragt worden ist. Will man aber diese Frage nicht von vornherein im Sinne einer essentialisierenden, entzeitlichten Vorannahme stellen, bei der sich ‚Person‘ grundsätzlich im Sinne einer überzeitlich gültigen Anthropologie (1) durch Stabilität, Kontinuität, einen festen Kern und feste Grenzen auszeichnet, ferner (2) durch einen Vorrang des Bewusstseins vor Praktiken sowie (3) von Selbstreflexivität vor Partizipation, dann sind alle diese Bestimmungsmomente zwar möglich, aber nicht selbstverständlich. Damit werden aber Stabilität und Kontinuität, Bewusstsein und Selbstreflexivität zu wichtigen Fragen in der Selbstzeugnisforschung, die es auch mit den Ergebnissen der allgemeinen historischen Forschung zu verknüpfen gilt.

Mit dem Begriff ‚personale Identität‘ ist man also sofort in der historischen Wirklichkeit, die es auch in Hinsicht auf eine solche fundamentale Kategorie wie ‚Person‘ eigens zu untersuchen gilt. Für einen historisch-anthropologischen Zugang, wie er hier gewählt wird, spielen zum einen die Konzepte historischer AkteurInnen eine Rolle, wie sie sich in Selbstzeugnissen und anderen Quellen niedergeschlagen haben. Zum anderen stellt sich im Zusammenhang mit personaler Identität auch allgemein die Frage danach, wie Stabilität, Kontinuität und Sicherheit in einer unsicheren Welt für die historischen AkteurInnen zu erreichen waren und was dafür von ihnen als ausschlaggebend betrachtet wurde.

Für historische AkteurInnen waren noch die ganze Frühe Neuzeit hindurch Kontinuitäten und Verstetigungen stets gefährdet. Aus ihrer Sicht stellten sie, worauf unter anderem Giovanni Levi oder Margareth Lanzinger hingewiesen haben, kulturelle Leistungen dar, die sie aktiv und unter beträchtlichem Aufwand durch gezieltes Handeln eigens herstellen und mit gezielten, kontinuierlichen Bemühungen aufrechterhalten mussten.<sup>11</sup> Für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Selbstzeugnisse hat die bisherige historische Forschung ein an Gruppenkulturen, an sozialen Beziehungen und an Praktiken orientiertes Konzept im Sinne eines ‚doing person‘ herausgearbeitet, das ebenfalls eine Stabilität nicht als selbstverständliche Gegebenheit behandelt.

<sup>10</sup> MAUSS: Une catégorie (wie Anm. 6).

<sup>11</sup> GIOVANNI LEVI: Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle der Moderne. Berlin 1986 (zuerst italienisch: *L'eredità immateriale. Carriera di un esorcista nel Piemonte del Seicento*. Turin 1985), S. 106; MARGARETH LANZINGER: „Der Bittsteller hat vorerst einen Hausbesitz nachzuweisen...“. Heirat in lokalen und familiären Kontexten. Innichen 1700–1900. Projektbericht. In: Regionale Ökonomien. Hgg. von ANDREA BONOLDI und WOLFGANG MEIXNER. Innsbruck u. a. 2001 (Geschichte und Region/Storia e regione. Band 10, 1), S. 85–107, hier S. 87.

Stabile Grenzen wiederum nahm man, wie Natalie Zemon Davis an frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen gezeigt hat, eher für soziale Zusammenhänge wie die Familie denn lediglich für einzelne Personen an.<sup>12</sup> ‚Person‘ war dann nur bedingt eine für sich bestehende, in sich abgegrenzte soziale Basiseinheit, die ohne ihre sozialen Einbindungen konzipiert und als Individuum unmittelbar neben andere Einheiten dieser Art platziert worden wäre. Solche an separaten Individuen orientierten Personkonzepte sind erst seit dem 18. Jahrhundert und in einigen europäischen Regionen entwickelt und zu einer kulturellen Dominanz gebracht worden. Mittlerweile ist sehr deutlich geworden, dass ihre zeitliche und räumliche Partikularität eine Kontextualisierung dringend erforderlich macht und zugleich gegen eine unbesehene Generalisierung spricht.

Im Licht dieser Forschungen wäre es wenig einleuchtend, ‚Person‘ durch ein bestimmtes Vorverständnis von ‚personaler Identität‘ in scheinbarer Selbstverständlichkeit nun doch wieder als stabilitätsgarantierende Kategorie einzuführen, zumal nachdem sich auch andere Größen wie soziale Gruppen, Raum, Hierarchie und auch Zeit<sup>13</sup> längst als beweglich, performativ oder als in mühsamer Anstrengung erzeugt erwiesen haben. Nach denjenigen Größen, die in historischen Handlungskontexten von den AkteurInnen als maßgeblich für Stabilität, Kontinuität, Sicherheit oder Vergewisserung angesehen wurden, muss dann eigens gefragt werden.

Ob und unter welchen Voraussetzungen und in welchen Kontexten in Selbstzeugnissen die eigene Person als eine feste, Stabilität in Form von personaler Identität garantierende Größe behandelt wird, ist also eine offene Frage. Diese Überlegungen gelten unabhängig davon, ob unter personaler Identität (a) eine außertextliche Tatsache in Bezug auf die reale materiell-physische Person, (b) etwas durch autobiographisches Schreiben performativ Verfestigtes und vielleicht auch erst Hergestelltes oder aber (c) eine im Text als feste Größe auf der Ebene der autobiographischen Person konstruierte Kategorie, über deren außertextliche Relevanz sich keine genauen Aussagen treffen lassen, verstanden werden soll. Wenn ‚Person‘ sowohl in historischer als auch in transkultureller Hinsicht als eine offene analytische Kategorie konzipiert wird, dann stellt dafür eine selbstreferentielle Bestimmung und Stabilisierung durch ‚personale Identität‘ nur eine von vielen Möglichkeiten dar. Für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche autobiographische Schriften ist sie als eine eher problematische Kategorie einzuschätzen, insofern sie an den tatsächlich sichtbar werdenden Personkonzepten mit ihren partizipativen, relationalen und performativen Aspekten vorbei geht.

<sup>12</sup> DAVIS: *Boundaries* (wie Anm. 5), S. 53 (deutsche Übers.: *Bindung und Freiheit*, S. 7).

<sup>13</sup> Zu Zeit vgl. u. a. NORBERT ELIAS: *Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II*. Hg. von MICHAEL SCHRÖTER. Frankfurt a. M. 1988 (zuerst 1984); JOHANNES FABIAN: *Time and the Other. How Anthropology Makes its Object. With a New Foreword by MATTI BUNZL*. New York 2002 (zuerst 1983); ACHIM LANDWEHR: *Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘*. *Historische Zeitschrift* 295 (2012) S. 1–34.



Angesichts der grundlegenden Bedeutung eines performativen Personverständnisses im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit setzen methodische Überlegungen für das Folgende ganz allgemein bei einem an Praktiken orientierten Zugang an. Die verwendeten Begriffe müssen mit entsprechenden Theoriekonzepten reflektiert sein, wie dies für ‚Kultur‘, ‚Geschlecht‘ und ‚Raum‘ bereits vielfach getan wird. Dabei kann auf ein mittlerweile reiches Theorieangebot der Kulturwissenschaften zurückgegriffen werden, die sich in den letzten Jahrzehnten intensiv mit einer an Praktiken orientierten, performativen Reformulierung gesellschaftsanalytischer Schlüsselbegriffe befasst haben.<sup>14</sup>

## 2 Selbstzeugnisse als Schriften der Sozialität – die sozialen und zeitlichen Dimensionen der autobiographischen Person

Was die Quellengruppe der Selbstzeugnisse mit ihren vielfältigen Textsorten verbindet, ist das ‚Selbst‘ oder die Person, die hier aus ihrer eigenen Sicht über sich schreibt. Lange Zeit hat man Selbstzeugnisse als Quellen für Individualität gelesen und für alles, was damit assoziiert wird: Privatheit, Innerlichkeit, Selbstreflexion, Entfaltung des eigenen Ich in einer kontinuierlichen Entwicklungsgeschichte.<sup>15</sup> Damit gehen

---

**14** Vgl. etwa zu Kultur: GADI ALGAZI: *Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires*. In: *Normale Arbeitstage*. Hgg. von CHRISTA HÄMMERLE u. a. Wien u. a. 2000 (L’Homme Z.F.G. Band 11, 1), S. 105–119. Geschlecht: JUDITH BUTLER: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York 1990; DIES.: *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of „Sex“*. New York/London 1993; ANDREA GRIESEBNER und CHRISTINA LUTTER: *Geschlecht und Kultur. Ein Definitionsversuch zweier umstrittener Kategorien*. In: *Beiträge zur historischen Sozialkunde, Sondernummer 2000: Geschlecht und Kultur*. Hgg. von ANDREA GRIESEBNER und CHRISTINA LUTTER, S. 58–64. Raum: DORIS BACHMANN-MEDICK: *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg 2006, Kap. 6: „Spatial turn“, S. 284–328; MARTINA LÖW: *Raumsoziologie*. Frankfurt a. M. 2001; *The Anthropology of Space and Place. Locating Culture*. Hgg. von SETHA M. LOW und DENISE LAWRENCE-ZÚÑIGA. Malden, MA u. a. 2003 (Blackwell Readers in Anthropology. Band 4).

**15** Die Ausführungen dieses Abschnittes bieten eine Zusammenfassung aus folgenden Arbeiten: JANCKE und ULBRICH: *Individuum* (wie Anm. 2); GABRIELE JANCKE: *Autobiographische Texte – Handlungen in einem Beziehungsnetz. Überlegungen zu Gattungsfragen und Machtaspekten im deutschen Sprachraum von 1400 bis 1620*. In: *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Hg. von WINFRIED SCHULZE. Berlin 1996 (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Band 2), S. 73–106; DIES.: *Patronagebeziehungen* (wie Anm. 7); DIES.: *Jüdische Selbstzeugnisse und Egodokumente der Frühen Neuzeit in Aschkenas. Eine Einleitung*. In: *Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente frühneuzeitlicher Juden in Aschkenas – Beispiele, Methoden und Konzepte*. Hgg. von BIRGIT KLEIN und ROTRAUD RIES. Berlin 2011 (minima Judaica. Band 6), S. 9–26; HARTMANN und JANCKE: *Roupens „Erinnerungen“* (wie Anm. 2).

Vorannahmen einher, die sowohl die räumliche<sup>16</sup> als auch die zeitliche Strukturierung der Person betreffen.

Autobiographische Texte sind jedoch nicht nur auf ein ‚Selbst‘, sondern auch auf Gemeinschaft und Zugehörigkeit bezogen. Dieses zentrale Ergebnis der neueren Selbstzeugnisforschung bedeutet, dass die Frage nach dem ‚Selbst‘, dem Individuum oder der Person nicht von Zugehörigkeit und Gruppenkulturen getrennt werden kann: Beides gehört zusammen, jedenfalls für die VerfasserInnen spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Selbstzeugnisse. Die Bedeutung der Selbstzeugnisse liegt also keineswegs in einer Geschichte der Individualisierung, sondern in einer Geschichte der Sozialität, in deren Rahmen die möglichen sozialen Räume für Individuen bereitgestellt oder verweigert, gestaltet und eingebunden werden. Diese Quellengruppe eröffnet einen Zugang zu den konkreten Ausprägungen von Sozialität in verschiedenen Gesellschaften und Gruppen. Dabei spielen soziale Beziehungen und Netzwerke in der Selbstdarstellung eine prominente Rolle. Dementsprechend betrifft die in Selbstzeugnissen anzutreffende Zeitlichkeit die Person in ihrer sozialen Vernetzung.

Der spezielle Beitrag autobiographischer Schriften zur Sozialität besteht darin, immer den Blickwinkel einer bestimmten Person zu liefern und die dargestellten Phänomene in ein spezifisches Nah- oder Fernverhältnis zur eigenen Person zu setzen. Die VerfasserInnen entwickeln ihre Perspektive auf sich selbst und ihre Verhältnisse von ihrem jeweiligen sozialen Kontext und ihrer sozialen Position aus und zugleich in einer konkreten Kommunikationssituation. Das bedeutet, dass autobiographische Texte keine bloße Widerspiegelung von Strukturen im Sinne von ‚Typen‘ oder Repräsentativität bieten, aber auch keineswegs eine bloße, losgelöste und singuläre Individualität. Das Individuum autobiographischer Schriften ist nie direkt und unmittelbar, sondern immer nur als Teil von sozialen Strukturen, geregelten Verhaltensweisen, Schreibmustern und Kommunikationssituationen zugänglich.

Die Person, die sich in einem autobiographischen Text selbst darstellt, macht sich also nicht nur durch die Inhalte der Erzählung sichtbar, sondern gleichzeitig durch ihr kommunikatives Handeln in der Schreibsituation und durch die Gestaltung ihrer Selbstbeschreibung. Die erzählte Person liegt auf einer anderen zeitlichen Ebene als die schreibende und kommunikativ handelnde Person. Direkt in ihrem Handeln zu beobachten ist die schreibende Person in der Gegenwart ihrer Schreibsituation, während die von ihr dargestellte Person der Vergangenheit angehört und nicht mehr direkt wahrgenommen werden kann. Dieser vergangene Teil der Person erscheint im Text nur vermittelt und gefiltert durch die gegenwärtige schreibende Person und ihre aktuellen Befindlichkeiten, Interessen und Möglichkeiten.

Der methodische Zugang über die Schreibsituation hat politisch-gesellschaftliche Implikationen, da als Untersuchungseinheit nicht ein scheinbar in sich ruhendes, auf sich selbst bezogenes Individuum gewählt wird, sondern eine in die Machtverhält-

<sup>16</sup> Vgl. dazu ANDREAS BÄHR u. a.: Räume des Selbst. Eine Einleitung. In: Räume des Selbst. Hgg. von BÄHR u. a. (wie Anm. 3), S. 1–12.

nisse ihrer Zeit und Gesellschaft eingebundene Person. Diese wird in ihrem Handeln situativ und kontextuell als eine performative Größe sichtbar und kann so Aufschlüsse über die Person- und Gesellschaftskonzepte geben, mit denen sie dabei operiert. Nicht nur inhaltlich, sondern auch auf der Ebene der Kommunikationssituation wird die autobiographische Person in erster Linie durch ihre Praktiken sichtbar. Damit ist autobiographisches Schreiben als Teil ganz verschiedener Praktiken zu bestimmen, in die die AutorInnen jeweils involviert waren. Schreib- und Autorschaftsverhalten ist dann speziell im Rahmen von Praktiken des Wortes und der Kommunikation zu verorten.

Für die Konstruktion von Vergangenheit in Selbstzeugnissen macht es einen Unterschied, welche autobiographische Textsorte von den VerfasserInnen gewählt wird, um die eigene Person ganz oder in Ausschnitten darzustellen. So sind Autobiographien oder auch knappe Lebensläufe im Rückblick geschrieben und können damit Einblicke in die möglicherweise völlig anderen Lebensweisen früherer Lebensphasen oder auch eine noch weit vor die eigene Lebenszeit zurückreichende Vorgeschichte geben. Tagebücher verfolgen, auch wenn sie erst viele Jahre später zusammengestellt und redigiert wurden, ein Geschehen von Tag zu Tag und legen Wert auf die alltäglichen Details. Briefe bieten offene Formen für alle möglichen Verarbeitungen autobiographischer Stoffe zu Erzählungen an unterschiedliche EmpfängerInnen und in unterschiedlichen Kommunikationssituationen, wobei die Beziehung zum jeweiligen Adressaten oder der Adressatin einen maßgeblichen Anteil an Auswahl und Gestaltung der Inhalte zu spezifischen Botschaften hat; die dafür ausgewählten Vergangenheitsaspekte sind bei Briefen in höchstem Maße variabel.

Die in Selbstzeugnissen präsentierte eigene Person liegt gegenüber dem Schreibzeitpunkt immer in der Vergangenheit. Die beschriebene Person wird von der schreibenden Person konstruiert und als deren Vergangenheit präsentiert. Von der Gegenwart ausgehend und für die gegenwärtigen Anliegen der schreibenden Person wird auch ihre Vergangenheit in eine schriftliche Form gefasst. Sichtbar wird durch diesen autobiographischen Schreibprozess also nicht einfach alles, was eine reale Person über sich selbst erinnert oder was sie in schriftlichen Dokumenten noch vorliegen hat. Aus dem für die Schreibenden gegenwärtig zugänglichem Vergangenheits-Fundus geht nur das in ein Selbstzeugnis ein, was von den VerfasserInnen zum Aufschreiben für geeignet befunden, im Rahmen der gewählten Textsorte passend erscheint und für den betreffenden Text gemäß den jeweils verfolgten Absichten ausgewählt wird. Die in Selbstzeugnissen fassbar werdende, aus Worten hergestellte autobiographische Person – die von der realen in ihrer außertextlichen Wirklichkeit zu unterscheiden ist – hat also in sich diachrone ebenso wie synchrone Aspekte, die beide durch die Autorinnen oder Autoren von einer selbst gestalteten Kommunikationssituation aus für diesen eigens hergestellten Kontext organisiert und in differenzierten Formen entfaltet werden.

Ganz gleich, wie nah die erfassten zeitlichen Dimensionen dem Schreibzeitpunkt sind oder wie fern sie sich davor in die Vergangenheit erstrecken, die Vergangenheits-

konstruktionen autobiographischer Texte werden zunächst an der Beschreibung der eigenen Person und ihrer jeweiligen zeitlichen Dimensionen deutlich. Das Thema Gastfreundschaft bietet einen guten Zugang, um die Sozialität als Vergangenheitskonstruktion der in Selbstzeugnissen dargestellten Personen zu erfassen und die damit verbundenen Gruppenbildungsprozesse und sozialen Praktiken näher zu untersuchen.

### 3 Vergangenheitskonstruktionen I: Zugehörigkeit – Gastfreundschaft und die Worte der Gelehrten in einem Feld von Praktiken

*man leistet uns gu(o)te Gesellschaft, wir leisteten inen gu(o)te gesellschaft* – Sätze wie diese ziehen sich wie ein roter Faden durch die Autobiographie Felix Platters im 16. Jahrhundert. Felix Platter (1536–1614), Sohn Thomas Platters (1499–1582), schrieb dies ab 1609 in seinen letzten Lebensjahren in seiner Autobiographie. Für wen er schrieb und mit welchen Absichten, sagt er nicht ausdrücklich. Aber er hatte bereits lange Jahre mit regelmäßigen Tagebuchaufzeichnungen und auch Briefabschriften einen Fundus an Material angesammelt, den er dann in einem zusammenhängenden Text verarbeitete. Wie sein Vater und die meisten anderen, die in der Frühen Neuzeit autobiographische Texte verfassten, hatte er vermutlich an ein Publikum in der nächsten Generation seiner Familie gedacht. Dort wurde diese Autobiographie auch überliefert, und man fertigte mehrere Abschriften an.<sup>17</sup> Auch wenn sein Text wie ein Tagebuch gestaltet ist, stellte er diese zur Überlieferung vorgesehene Version erst im Alter her. Das Dargestellte erscheint zeitnah, ist aber tatsächlich wie viele andere tagebuchähnliche Selbstzeugnisse bereits biographische Vergangenheit. Der tagebuchartige Text bietet eine spezifische Konstruktion der eigenen Vergangenheit, die aus einer zeitlichen Distanz von mehreren Jahrzehnten heraus vorgenommen wurde.

Die gastliche Geselligkeit war demnach für Felix Platter ein Lebensmittelpunkt: *Ich fieng glich die erste nacht an, gest han, herr Wernhar Wölflin, herr Ru(o)dolf Schenck etc., wie auch hernoch, wan ich von außreisen heim kam.*<sup>18</sup> Dies notiert Platter für den Abend, nachdem er mit seiner Frau bei seinen Eltern ausgezogen war und einen eigenen Haushalt begründet hatte – für eine Zeit, zu der seine Hochzeit bereits drei Jahre zurück lag. Platter bezieht sich hier nicht auf seine Studentenzeit und auch nicht auf den Zeitpunkt der Eheschließung. Die Gründung eines eigenen Haushaltes war der Punkt, von dem an er seine eigenen Gäste einladen und damit seine eigenen

<sup>17</sup> Felix Platter: Tagebuch (Lebensbeschreibung) 1536–1567. Hg. von VALENTIN LÖTSCHER. Basel/Stuttgart 1976 (Basler Chroniken. Band 10), S. 49–533, hier S. 127f.

<sup>18</sup> Platter: Tagebuch (wie Anm. 17), S. 369.

Formen von Geselligkeit betreiben konnte. Erst nachdem das junge Paar nicht mehr unter dem Dach seiner Eltern wohnen musste und sich mit dem eigenen Budget auch eigene Räumlichkeiten leisten konnte, das heißt frei war, die eigene Arbeitskraft auch für die eigene Tasche einsetzen zu können, fing für ihn das eigene Leben richtig an.

In diesem deutschsprachigen Text spielt Gastfreundschaft für die biographische Vergangenheitskonstruktion eine große Rolle. Felix Platter war Arzt, später auch Stadtarzt in Basel und Professor an der Universität. Er war ein lebenslustiger Mensch, und dies nicht nur als Student, sondern ebenso als etablierter, erwachsener Mann, wie diese zitierten Sätze bezeugen. Es ist in seiner Autobiographie so viel von Musik und Tanz und von Kleidung die Rede, dass man diesem speziellen Autor die Freude an gastlicher Geselligkeit auch ohne weiteres abnimmt. Aber dies gilt ja erst einmal nur für diese eine Person und diesen einen Text. Man muss also noch ein paar Fragen stellen, damit es Antworten geben kann. Was genau lässt sich hier über Praktiken und Rituale der Zugehörigkeit erkennen? Was davon geht über diesen einen Text und diese eine Person hinaus, lässt sich auch genereller von Gelehrten und ihren Selbstzeugnissen in der Frühen Neuzeit sagen? Wie sind diese Schriften mit Gruppenbildungsprozessen in Verbindung zu bringen? Welche Vergangenheitskonstruktionen werden mit der eigenen Person vorgenommen? Welche Person- und Gesellschaftskonzepte zeigen sich dabei?

Will man Felix Platters Autobiographie auf gastliche Praktiken und Rituale der Zugehörigkeit hin lesen, dann ist dies nur vor dem Hintergrund anderer Quellen möglich. Erst wenn sich auf dieser Grundlage Schreib- und Handlungsmuster abzeichnen, lässt sich identifizieren, was im Rahmen der Gelehrtenkultur üblich war, was die Gelehrtenkultur vielleicht mit der Gesamtgesellschaft teilte und was andererseits für die Person Felix Platters und seinen speziellen Text etwas Besonderes war.

Bei einer solchen Lektüre von Selbstzeugnissen ergibt sich, dass Felix Platter mit seiner Liebe zur Geselligkeit und zu ihrer selbstbestimmten Realisierung in gastlichen Situationen im eigenen Haushalt keineswegs allein war.<sup>19</sup> Ähnliche Sätze und Beschreibungen finden sich bei vielen anderen Gelehrten – von Erasmus von Rotterdam (1466/1469–1536) über Konrad Pellikan (1478–1556) und Abraham Scultetus (1566–1624) im 16. Jahrhundert, beispielsweise, bis hin ins 18. Jahrhundert. Nicht

---

<sup>19</sup> Vgl. ausführlicher GABRIELE JANCKE: Ritualisierte Verhaltensweisen in der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur – Bettgeschichten. In: Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit. Hgg. von ALF LÜDTKE und REINER PRASS. Köln u. a. 2008 (Selbstzeugnisse der Neuzeit. Band 18), S. 235–246; DIES.: Gelehrtenkultur – Orte und Praktiken am Beispiel der Gastfreundschaft. Eine Fallstudie zu Abraham Scultetus (1566–1624). In: Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa. Hgg. von BARBARA KRUG-RICHTER und RUTH-E. MOHRMANN. Köln u. a. 2009 (Archiv für Kulturgeschichte. Beiheft 65), S. 285–312; DIES.: „Man leistet uns gu(ote) gesellschaft“. Gastlichkeit und Geselligkeit in der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit. In: Gastlichkeit und Geselligkeit im akademischen Milieu in der Frühen Neuzeit. Hgg. von KIRSTEN BERNHARDT u. a. Münster 2013, S. 153–174. Quellennachweise werden in diesem Abschnitt nur gegeben, sofern sie über das in diesen Aufsätzen verwendete Material hinausgehen.

nur war die frühneuzeitliche Gelehrtenkultur offenbar eine, in der Gastfreundschaft und Geselligkeit einen hohen Stellenwert besaßen, sondern in der auch eine entsprechende Selbstdarstellung für sinnvoll gehalten wurde. Ebenso wichtig war es offenbar für die Selbstdarstellung, sich auf die Gastlichkeiten unter Gelehrten zu konzentrieren oder auch ganz zu beschränken, während die genauso üblichen Besuche in der Nachbarschaft oder Verwandtschaft in den Selbstzeugnissen der Gelehrten kaum erkennbar werden. Sind sie überhaupt erwähnt, so wurden sie oft der Ehefrau zugeschrieben als ihr spezieller Bereich von Sozialität und gastlichen Kontakten, wie etwa bei dem Züricher Hebraisten und Professor für Altes Testament Konrad Pellikan. Dass hier alltägliche ritualisierte Praktiken im Rahmen einer Zugehörigkeit zu anderen Gruppenkulturen als der der Gelehrten vorlagen, lässt sich aus solchen spärlichen Äußerungen zwar erschließen, wird aber nicht weiter ausgeführt – den Beteiligten mussten die Handlungsmuster nicht eigens erklärt werden. Solche Fragmente lassen ein implizites Wissen der AkteurInnen erkennen, das als ein informelles soziales Ethos in alltäglichen Handlungszusammenhängen funktionierte und für seine Wirksamkeit der Verschriftlichung nicht bedurfte.

Nicht immer fand die Gastlichkeit, so wie bei Felix Platter beschrieben, auf eine ausdrückliche Einladung des Gastgebers hin statt. Häufig waren vielmehr auch zwei andere Typen von gastlichen Situationen: Zum einen unangekündigte Besuche, bei denen man etwa einen berühmten Gelehrten aufsuchte, um mit ihm zu sprechen; und zum anderen längere Aufenthalte im Haushalt eines Gelehrten als dessen Kostgänger und Tischgenosse. In beiden Fällen ging es vor allem um die gelehrten Ressourcen, die in Form von mündlicher Kommunikation um einen gastlichen Tisch herum sowohl von Schülern und Studenten als auch von erwachsenen und etablierten Gelehrten gesucht wurden. Für beides hat auch Felix Platter etliche Beispiele in seinen Text mit aufgenommen. So beschreibt er etwa einen Gelehrtenbesuch, den er in Arles bei François Valleriola (1504–1580) machte, während er mit einer Gruppe anderer deutscher Studenten von Montpellier aus, wo er studierte, eine Reise nach Marseilles unternahm:

*Zu(o) Arles bliben wir den 17 septembris; wir giengen in doctoris Francisci Valeriolae haus, der bewis uns vil frindtschaft, zeigt uns sein libery, dorunder seine scripta, ettlich merfisch gedört, dorunder ein orbis marinus, schreib unsere namen auf, vermant uns im oft zeschreiben, entbot sich alles gu(o)ts, fu(o)rt uns in der statt herumb, zeigt uns vil antiquitates, darunder seulen, welche gar groß, so von steinen gossen sindt, welche kunst, Valeriola sagt, kente er auch.<sup>20</sup>*

In dieser Darstellung finden sich eine Reihe von ritualisierten Elementen, die in solchen Gelehrtenbesuchen eine Rolle spielen konnten: (1) das Erweisen von Freundschaft, was für die noch jungen und unbekanntenen Studenten eine Ehre war; (2) das Vorzeigen der gelehrten Schätze, über die man verfügte – hier entsprechend der eher naturkundlichen Ausrichtung der Mediziner vor allem in Form von Sammlungsge-

<sup>20</sup> Platter: Tagebuch (wie Anm. 17), S. 224f.

genständen, in anderen Fällen auch in Form von gelehrten Reden in lateinischer oder griechischer Sprache oder durch Vorzeigen eigener gelehrter Schriften; (3) das Aufschreiben der Namen der Besucher in ein offenbar bereit liegendes Gästebuch – etwas, was offenbar üblich war, so dass über viele Jahre hinweg Besucher nicht nur notiert wurden, sondern auch im Nachhinein in rückblickenden Selbstdarstellungen minutiös aufgeführt werden konnten; (4) der Eintritt in eine Korrespondenzbeziehung, durch die die anfangs erwähnte Freundschaft auch mit konkreten Praktiken tatsächlich betrieben werden konnte; (5) das Angebot zum Erweisen weiterer Wohltaten, das eben darin seinen Wert hatte, dass es nicht weiter spezifiziert wurde, also inhaltlich offen blieb; (6) das Herumführen in der Stadt und Zeigen von Sehenswürdigkeiten.

Bei diesen Elementen handelte es sich um ein Repertoire, aus dem in großer Variabilität geschöpft werden konnte. Die Auswahl, Anzahl und Reihenfolge war sehr weitgehend für die Akteure verfügbar. Zur Ritualisierung gehörte aber auch oft eine Handlungskette, in der Handlungselemente durch ihre Abfolge und ihren Stellenwert ihre Bedeutung erhielten, was bei Felix Platter allerdings nicht sehr deutlich wird. Was hier fehlt, aber in anderen Texten erwähnt wird, ist zum Beispiel eine ritualisierte Steigerung der Gastlichkeit von einer ersten Stufe des Gesprächs über eine zweite mit Einladung zu einer Mahlzeit, eventuell noch ergänzt durch die zusätzliche Einladung weiterer Gäste, sodass der Gast durch deren Anwesenheit noch mehr geehrt wurde. Schließlich konnte drittens eine mögliche Einladung folgen, über Nacht zu bleiben und sich sogar unter Umständen für eine Zeitlang im Haushalt des Gastgebers aufzuhalten, damit dieser die Gesellschaft seines Besuchers noch länger genießen konnte, wie es etwa bei Erasmus oder bei Abraham Scultetus beschrieben wird. In einer solchen ritualisierten Handlungskette ging es um Ehre als eine auch in der Gelehrtenkultur besonders wichtige Ressource. Gastliche Situationen waren vielfältige und gestaltbare Umschlagplätze dafür. Wenn in diesem Zusammenhang von materiellen Ressourcen, wie Essen, Trinken oder Schlafplätzen, die Rede war, dann nicht als Selbstzweck, sondern um diese Ritualisierung der Zugehörigkeit und der besonders ehrenvollen Platzierungen deutlich zu machen.

Von Seiten der Gäste konnte auch das Überbringen von Grüßen oder Briefen eine Rolle spielen und sogar, wie Erasmus sagt, als eine Art Eintrittskarte gelten, um überhaupt zu dem berühmten Gelehrten vorgelassen zu werden. Schließlich konnte man ein Stammbuch dabei haben, in dem sich bereits andere Gelehrte eingetragen hatten, was ebenfalls als Empfehlung bei weiteren besuchten Gelehrten dienen konnte – je mehr Namen und vielleicht ausführlichere Einträge ein solches *album amicorum* enthielt, um so kostbarer wurde es als eine Sammlung von wertvollen Kontakten, die einem wiederum selbst Ansehen verschafften. Dementsprechend konnte Erasmus auch eine solche Unterschrift mit seinem Namen verweigern, wenn er dem betreffenden Besucher nicht die Gelegenheit geben wollte, mit diesem Kapital weiter zu wuchern. Und dass er ein solches Wuchern im ganz materiellen Sinn verstand, erläuterte er an verschiedenen Beispielen, wo es seinen Besuchern gelungen sei, unter

Berufung auf seine Freundschaft längere kostspielige Aufenthalte bei seinen Freunden und weitere materielle Güter herauszuschlagen, ja sogar beim Papst und sogar dann, wenn ein Besuch bei Erasmus tatsächlich niemals stattgefunden hatte.

Die andere Art von verbreiteter Gastlichkeit unter Gelehrten war ein längerer Aufenthalt als Tischgänger, wofür man in aller Regel bezahlen musste. Die gastliche Gabe des gelehrten Haushaltsvorstandes bestand in diesem Falle nicht nur in Kost und Logis, sondern auch und vor allem in seinen Worten. Genau wie das Essen gehörten die Worte zu den ritualisierten Elementen, die die gastliche Tischgemeinschaft von Gelehrten erst zu dem machten, was an ihr besonders war: Die gelehrten Worte als eine Art geistiger Speise und, zweitens, der disziplinierte Umgang mit ihnen. Worte waren auf diese Art komplexe Objekte in ritualisierten Praktiken. Letzten Endes sollten die Worte in gastlichen Situationen nicht so sehr an ihren Inhalten gemessen werden, sondern an Verhaltensweisen und damit auch an ethischen Qualitäten. Zur Debatte standen damit in der gelehrten Gruppenkultur auch Fragen der Lebensweise und der Gemeinschaftsbildung. Dafür gab es eine gerade den Gelehrten sehr bewusste antike und mittelalterliche Tradition, mit der sie in diesem Zusammenhang auch bewusst hantierten.<sup>21</sup>

Dass etwa Konrad Pellikan eine solche Gelehrtenpension betrieb, in der seine Tischgänger mit Geld zu bezahlen hatten, nahm seinen Worten nichts von ihrem Charakter als das eigentliche, von seinen Gästen dort gesuchte Gut. Auch, um dies nebenbei zu bemerken, tat die Bezahlung mit Geld der Auffassung dieser Praktiken als eine Form von Gastfreundschaft keinen Abbruch. Im Rahmen frühneuzeitlicher gastlicher Praktiken hatte diese Form ihren selbstverständlichen Platz, so wie auch kommerzielle Gasthäuser ohne weiteres zu der von einer Gesamtgesellschaft bereitgestellten Gastlichkeit gezählt wurden. Geistliche beider Konfessionen konnten auf dieser Grundlage dann argumentieren, sie selbst müssten in ihren Haushalten keine Gastfreundschaft für Arme und Fremde anbieten, weil es in ihrer gegenwärtigen Gesellschaft ja auch die Gasthäuser gab. Gegenseitigkeit wurde in der frühneuzeitlichen Gastlichkeit insgesamt als das grundlegende Prinzip angesehen und ließ sich aus der Sicht der AkteurInnen am ehesten im Rahmen der Zugehörigkeit zu Gruppenkulturen praktizieren. Ob sich dabei unter den verhandelten Ressourcen auch Geld befand, spielte keine entscheidende Rolle – auch Geld wurde im Rahmen dieser Gabenkultur verwendet.<sup>22</sup>

Dies galt auch für die Gelehrten. Speziell war bei den Gelehrten, dass ihre gastlichen Praktiken so stark auf das Gespräch und verschiedenste Formen des Umgangs

---

<sup>21</sup> Vgl. etwa PIERRE HADOT: *Exercices spirituels et philosophie antique*. Paris 1981 (deutsche Übers. mit zum Teil veränderten Kapiteln unter dem Titel: *Philosophie als Lebensform. Antike und moderne Exerzitien der Weisheit*. Frankfurt a. M. 2002).

<sup>22</sup> Ausführlicher dazu GABRIELE JANCKE: *Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft – Praktiken, Normen und Perspektiven von Gelehrten*. Göttingen 2013 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 15).



mit Worten fokussiert waren. Viele Notizen über gastliche Situationen beschränken sich denn auch auf die Mitteilung, wen man besucht, und möglicherweise noch, worüber man gesprochen habe. Ob es auch etwas zu essen oder zu trinken gab, war in den allermeisten Fällen nicht der Rede wert. Und diese Wortkargheit war ebenfalls eine ritualisierte Praxis, die den Wert von Worten und anderen Objekten zu markieren geeignet war.

Felix Platter als Arzt, dem auch die materiellen Objekte von großer Wichtigkeit im Rahmen der Gelehrtenkultur waren, scheint eher eine naturkundliche Form von Gelehrsamkeit zu vertreten. Das betrifft jedoch nur die Tatsache, dass es dadurch bei ihm auch andere Inhalte und zusätzliche bedeutsame Gegenstände gab, zum Beispiel seziierte Körper. In Hinsicht auf die skizzierten Praktiken und Rituale der Zugehörigkeit teilte er die Orientierung auf Worte und Geselligkeit, die sich auch bei Vertretern anderer inhaltlicher Spezialisierungen findet.

Zugehörigkeit wurde über Praktiken hergestellt und in Selbstzeugnissen genau unter diesem Gesichtspunkt beschrieben. In einem solchen Geflecht von relevanten und immer wieder neu herzustellenden oder zu aktualisierenden Zugehörigkeiten fand auch das ‚Machen‘ von Person durch ritualisierte Handlungen statt. Gastliche Situationen stellten dafür eine wichtige Plattform bereit, und eine gewisse Verbreitung und Dauerhaftigkeit des als relevant angesehenen Geschehens konnte man durch Kommunikation erreichen. Selbstzeugnisse waren dafür ein wichtiges Instrument. Durch die Untersuchung gastlicher Praktiken und ihrer Ritualisierungen von Zugehörigkeit lässt sich viel darüber erfahren, mit welchen sozialen, zeitlichen und normativen Kontexten Gelehrte ihre Wort-Praktiken im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit verbanden.

Nicht selten wurde das über die eigene, vergangene Person Erzählte mit normativen Akzenten versehen, indem man entweder eine beschädigte Ehre wiederherzustellen oder vorbildliche Praktiken anzuempfehlen suchte. Die Konstruktion der eigenen Vergangenheit transportierte dann ein nützliches Wissen über gültige soziale Normen oder über die gewünschte Relevanz solcher Normen, meist wie bei Felix Platter an die nachkommenden Generationen gerichtet. Dieses facettenreiche Orientierungswissen wurde unter anderem in Selbstzeugnissen verarbeitet, um in längerer zeitlicher Dauer wirksam werden und bleiben zu können. Wenn das Thema der Gastlichkeit dabei zur Sprache kommt, dann geht es von vornherein um mehr als nur um faktische Mitteilung von Ereignissen, die stattgefunden hatten. Die Selbstzeugnisse gehören im Blick auf die darin beschriebenen, diskutierten und als nützliches Wissen überlieferten Praktiken in das weite Feld normativer Schriften mit ihren langen Traditionen seit der Antike mit hinein.<sup>23</sup>

---

<sup>23</sup> Am Beispiel der Comtesse de Scheverin entfaltet bei ULBRICH: Person (wie Anm. 8), und am Beispiel von Konrad Pellikan diskutiert bei JANCKE: „Individuality“ (wie Anm. 7); ferner HARTMANN und JANCKE: Roupens „Erinnerungen“ (wie Anm. 2), S. 50f.

Autorschaft konnte die gelehrten Verfasser individuell von anderen einzelnen Autoren, aber gleichzeitig auch als soziale Gruppe von anderen Gruppen abheben. Bezogen auf die Gelehrtenkultur erwiesen Gelehrte in ritualisierten Praktiken des Wortes ihre Zugehörigkeit und versuchten sich innerhalb der sozialen Gruppe und auch nach außen hin dadurch einen bestimmten Status zu erwerben. Das performative Gelingen dieser sozialen Praktiken hing indes immer davon ab, dass andere den Sinn dieser Handlungen zu verstehen, zu akzeptieren und dann auch durch entsprechende Verhaltensweisen ihrerseits zu honorieren bereit waren. Ohne ein solches Umfeld mit seinem sozialen Wissen und seinen ritualisierten Handlungsrepertoires sowie der Orientierung an den zugehörigen Normen, Werten und Lebensweisen hätten solche Praktiken ins Leere laufen müssen.

Um so einleuchtender erscheint es, dass gerade Gelehrte einen Sinn für die Verflechtung ihrer speziellen Wort-Praktiken mit sozialen Normen entwickelten und dass sie auf die zeitlichen Aspekte von deren Stabilisierung so viel Aufmerksamkeit verwendeten. Die Geschlechterdimensionen der Gelehrtenkultur steckten denn auch hauptsächlich in diesen sozialen Praktiken und den normativen sozialen Vorstellungen, die als implizites soziales Wissen in sie eingegraben waren. Wenn Gelehrtenkultur zu einem großen Teil als ritualisierte Verteilung von Ehre unter Männern praktiziert wurde, dann saßen die Ausschlussmechanismen nicht primär in der (Un-)Zugänglichkeit gelehrten Wissens, sondern dort, wo Worte als Objekte ritualisierter Verhaltensweisen behandelt wurden. Diese Exklusion wurde gegenüber Frauen ebenso wie gegenüber Handwerkern, bäuerlicher Landbevölkerung und anderen Männern eingesetzt, die qua Zugehörigkeit als nicht für die entsprechenden Ehrmechanismen qualifiziert angesehen wurden, und zwar unabhängig davon, ob sie über gelehrtes Wissen und gelehrte Kompetenzen verfügten oder nicht.

So wie bei Felix Platters «Tagebuch» wurde die autobiographische Vergangenheitskonstruktion auch in anderen Selbstzeugnissen mit Blick auf gegenwärtige und zukünftige Kommunikationskontexte vorgenommen. Dabei besaßen die für die eigene Person beschriebenen Praktiken neben ihren sozialen und zeitlichen Aspekten auch normative Dimensionen: Regeln und Wertungen fand man schon vor, Regeln und Relevanzen wollte man auch weitergeben. Die beschriebenen Verhaltensweisen wurden in einem synchronen und diachronen sozialen Geflecht angesiedelt, das für seine Existenz und sein Funktionieren auf Kontinuitäten angewiesen war. Dieses soziale Geflecht war in seiner Stabilität stets prekär und für seine weitere Existenz auf die Mühe angewiesen, die die AkteurInnen in seine Aufrechterhaltung investierten. Die für sie relevanten Praktiken und ihre performative Ritualisierung waren ihrerseits in Lebensweisen eingebunden, die für bestimmte Gruppenkulturen charakteristisch waren und damit gleichzeitig auch Strukturen und Normen der frühneuzeitlichen Gesellschaft insgesamt reflektierten. Dazu gehörten auch die Praktiken des Wortes, wie sie besonders ausführlich und differenziert von Gelehrten in ihren Selbstzeugnissen entfaltet wurden. Auch das Schreiben, Gestalten, Platzieren und Überliefern von Selbstzeugnissen war für sie in diesem Zusammenhang angesiedelt.

## 4 Vergangenheitskonstruktionen II: Zeithorizonte – Gebrauchsvergangenheit und Zukunftsorientierung

Vergangenheitskonstruktionen werden in Selbstzeugnissen so angelegt, dass sie in irgendeiner Form an die eigene Person angebunden sind. In der kleinsten möglichen Variante betrifft die konstruierte Vergangenheit nur die eigene Person und ihre Lebenszeit oder zumindest Ausschnitte daraus, wie es am Beispiel gastlicher Praktiken von Gelehrten bereits vorgestellt wurde. In Selbstzeugnissen geht es zunächst um die Vergangenheit der eigenen Person, aber nur um bestimmte Teile und Aspekte davon. Dafür, welche Ausschnitte aus der Vergangenheit ausgewählt und welche thematischen Stränge wie weit zurück verfolgt werden, spielt auch die Textsorte eine Rolle, die sich jemand für das autobiographische Schreiben wählt. In einem Brief oder einer Vorrede für ein gelehrtes oder dichterisches Werk, in einem poetischen Text oder in einem Lehrdialog, in einem Rechnungsbuch oder einer Kostümautobiographie, in literarischen Werkkatalogen und biographischen Lexikonartikeln ist von vornherein die Ausschnitthaftigkeit vorgeprägt, oft mitsamt den inhaltlichen Schwerpunkten, die in einem solchen Rahmen von Bedeutung sind.

Wie sich am Beispiel der Gastfreundschaft schon gezeigt hat, war die autobiographisch festgehaltene Vergangenheit der eigenen Person in aller Regel angefüllt mit vielen weiteren Personen, die zumindest mit Namen, oft aber auch mit detaillierteren Beschreibungen von Interaktionen und Beziehungen auftauchen. Die eigene Vergangenheit, die in Selbstzeugnissen konstruiert wurde, war in sozialen Bezügen angelegt. Fand jemand im Blick auf soziale Beziehungen einmal einen Mangel an sich zu verzeichnen wie der Byzantinist Hieronymus Wolf (1516–1580), so wurde dies Anlass zu Reflexionen über die Gründe dafür.<sup>24</sup> Sozialität war offensichtlich eine implizit wirksame Norm nicht nur im realen Leben, sondern auch für die schriftliche Selbstdarstellung. Die Frage ist dann, welche sozialen Bezüge die VerfasserInnen für ihre Vergangenheitskonstruktionen wählten. Die Vielfalt der Möglichkeiten zeigt sich zunächst, wenn man die Sozialität zusammen mit den jeweils dargestellten Person-Ausschnitten auf ihre Zeithorizonte<sup>25</sup> hin befragt.

Viele VerfasserInnen fingen nicht erst mit der eigenen Geburt an, sondern lieferten eine Vorgeschichte. Diese konzentriert sich dann häufig auf die familiäre Her-

<sup>24</sup> Hieronymus Wolf: Die Autobiographie des Hieronymus Wolf (Hieronymus Wolf: *Commentariolus de vita sua*). Hg. von HELMUT ZÄH. Donauwörth 1998.

<sup>25</sup> Der Begriff der ‚Zeithorizonte‘ wird hier in inhaltlich offenem Verständnis gebraucht, um u. a. auch die zeitlichen Vorstellungshorizonte von historischen AkteurInnen zu bezeichnen. Neben der Makroebene und einer Außenperspektive heutiger HistorikerInnen, wie sie bei Reinhart Koselleck und Niklas Luhmann mit diesem Terminus verbunden werden, schließe ich die Innenperspektive der Beteiligten und die Mikroebene ausdrücklich in den Begriff der ‚Zeithorizonte‘ mit ein.

kunft: die Eltern, vielleicht noch die Großeltern. Manchmal wurde die Biographie des Vaters der eigenen vorangestellt, so dass sich eine Abfolge männlicher Personen ergab, so wie der Jurist Johannes Fichard (1512–1581) es in seiner Autobiographie tat.<sup>26</sup> Etwas Ähnliches macht aber auch Konrad Pellikan (1478–1556), wenn er seiner eigenen Lebensgeschichte die Biographie seines Onkels Jodocus Gallus (um 1459–1517) voranstellt.<sup>27</sup> Dann schreibt er diesem Geistlichen die Rolle seines eigenen Vorgängers und auch Vorbildes zu. Der Goldberger Lehrer und Ratsherr Zacharias Bart (1529–1612) wiederum bezieht die Biographien seines Lehrers Trozendorf und die seines Rektors Martin Tabor, aber auch die seiner ersten Frau Anna Wiliana und die seiner Tochter Justina mit ein.<sup>28</sup> In diesen Fällen geht es um die Errichtung einer Genealogie, die in aller Regel eine Verbindung unter Männern in einer diachronen Abfolge herstellt, aber nicht unbedingt auf der leiblichen Vaterschaft basieren muss. Für Gelehrte gab es viele Möglichkeiten, sich eine solche Tradition herzustellen, an die sie ihre eigene Person anbinden wollten. So findet sich zum Beispiel Augustinus als Traditionsstifter dort, wo man sich als Gelehrter über die eigenen gelehrten Werke und einen Werkkatalog definieren wollte, etwa bei dem Arzt und Universalgelehrten Conrad Gesner (1516–1565).<sup>29</sup>

Häufig strukturierten VerfasserInnen ihre Texte aber auch so, dass die eigene Lebensgeschichte die Vorgeschichte bildet für das Amt, das sie zum Schreibzeitpunkt innehatten, etwa als Bischof oder als Abt oder Äbtissin, wie bei Clara Staiger (1588–1656).<sup>30</sup> Solche auf ein Amt bezogenen Selbstzeugnisse widmen sich tagebuchartig den Amtsgeschäften, gelegentlich auch ohne eine vorangestellte Lebensgeschichte wie bei den Bischöfen Ulrich Putsch (evt. späte 1350er–1437) oder Peter Krafft (um 1470–1530).<sup>31</sup> Manchmal hat die aufgeschriebene Lebensgeschichte auch den Sinn, den eigenen Weg zu einem solchen hohen Amt festzuhalten, wie bei Nicolaus Cusanus (1401–1464), Joseph Nas (1534–1590) oder Melchior Klesl (1552–1630), ohne dann

**26** Johannes Fichard: *Descriptio brevis cursus vitae meae Johannis Fichardi, J.U.D. et patris mei*. Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte 2 (1812) S. 1–53, Text S. 3–53.

**27** Konrad Pellikan: *Das Chronikon des Konrad Pellikan*. Zur vierten Säkularfeier der Universität Tübingen. Hg. von BERNHARD RIGGENBACH. Basel 1877 (lateinisch); deutsche Übers.: *Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit*. Deutsch von THEODOR VULPINUS. Straßburg 1892.

**28** Zacharias Bart: *Aus dem Hausbuche des Goldberger Lehrers Zacharias Bart. 1529–1612*. Familien- und Schulnachrichten. Hg. von GUSTAV BAUCH. Progr. Breslau 1907, Text S. 4–31.

**29** Conrad Gesner: *Art. Conrad Gesner*. In: Ders.: *Bibliotheca universalis*. Zürich 1545, S. 179v–183r.

**30** Clara Staiger: *Klara Staigers Tagebuch. Aufzeichnungen während des Dreißigjährigen Krieges im Kloster Mariastein bei Eichstätt*. Hg. von ORTRUN FINA. Regensburg 1981; dazu GABRIELE JANCKE: *Clara Staiger – la priora*. In: *Barocco al femminile*. Hg. von GIULIA CALVI. Rom/Bari 1992, S. 97–126.

**31** Ulrich II. Putsch: VICTOR SCHALLER: *Ulrich II. Putsch, Bischof von Brixen, und sein Tagebuch. 1427–1437*. *Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg* 3,36 (1892) S. 225–322, 568–572, Text S. 285–322; Hans Ulrich Krafft: *Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Kraffts*. Hg. von K[ONRAD] D[IETERICH] HASSLER. Stuttgart 1861 (Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart. Band 61).

aber noch dieses Amt mit darzustellen.<sup>32</sup> Dann hat der Text die Funktion, die Vorgeschichte der aktuellen Lebenssituation mitzuteilen und eben auch darauf hin zu konstruieren. In den gerade genannten Fällen war die Kirchenhierarchie oder das Kloster die größere Gemeinschaft, in die sich die Schreibenden hineinstellten und innerhalb derer sie ihren Ort durch eine solche Vergangenheitskonstruktion bestimmten. Dies konnte dann auch so aussehen, dass man das eigene Leben in dem institutionellen Rahmen eines Klosters platzierte, aber vorrangig die ganze Geschichte dieser speziellen Institution erzählte – sei es wie bei Martin von Leibitz (1400–1464) in Form eines Lehrdialogs, sei es wie bei Johannes Trithemius (1462–1516) im Zusammenhang einer Klosterchronik, in der er dann als der aktuelle Abt auch seinen Platz fand.<sup>33</sup>

Größere Gemeinschaften konnten aber auch dann einen Platz in der autobiographischen Vergangenheitskonstruktion finden, wenn es sich um säkulare Gemeinwesen wie Städte und Territorien handelte. So fügte Burkhard Zink (um 1396–1474/1475) seiner aus vier Teilen bestehenden Stadtchronik von Augsburg als dritten Teil einen autobiographischen Abschnitt mit ein; als Zugewanderter konnte er damit seine nunmehrige Zugehörigkeit auf dauerhafte Weise festhalten und überliefern, denn die Stadt Augsburg sicherte sich das Eigentum an diesem von ihr aus politischen Gründen für wichtig gehaltenen Text.<sup>34</sup> Sowohl Jakob Andreae (1528–1590), der sogenannte Vater der Konkordienformel, als auch Abraham Scultetus (1566–1624) definierten sich über ihre Zugehörigkeit zu ihrem Landesherrn und dessen Territorium.<sup>35</sup> Andreae betont,

**32** Nicolaus Cusanus: Kurze Autobiographie des Nikolaus von Kues. In: Acta Cusana. Quellen zur Lebensgeschichte des Nikolaus von Kues. Hgg. von ERICH MEUTHEN und HERMANN HALLAUER Band 1, Lieferung 2: 1437 Mai 17 – 1450 Dezember 31. Hamburg 1983, Nr. 849, S. 602f., Text S. 603; Johannes Nas: IGNAZ ZINGERLE: Selbstbiographie des Johannes Nasus. ZfdPh 18 (1886) S. 488–490; Melchior Klesl: THEODOR WIEDEMANN: Beiträge zur Geschichte der Erzdiözese Wien XIX. Klesl als passau'scher Offizial (3. Febr. 1580 bis 25. Febr. 1600). Österreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie 12,4 (1873) S. 617–628, Text S. 623–627.

**33** Martin von Leibitz: Senatorium sive Dialogus Historicus Martini Abbatis Scotorum Viennae Austriae. In: Scriptorum rerum Austriacarum veteres ac genuini ... Band 2. Hg. von HIERONYMUS PEZ. Leipzig 1725 (ND Wien 1743), Sp. 623–674, Text Sp. 625–674; Johannes Trithemius: De Iohanne Trithemio, Abbate huius monasterii XXV. & de quibusdam gestis per eum, variisque actis illius temporis, qui prae fuit annis XXIII. mensibus II. & diebus XIV. translatus Herbipolim. In: Ders.: Chronicon Sponheimense. In: Opera Historica. Hg. von MARQUARD FREHER. 2 Teile. Frankfurt a. M. 1601 (ND 1966), Teil 2, S. 236–435, 394–428 (autobiographischer Teil im «Chronicon Sponheimense»), Werkverzeichnis S. 236f. **34** Burkhard Zink: Chronik des Burkhard Zink. 1368–1468. Buch III. In: Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. Hg. von FERDINAND FRENSDORFF Band 2. Leipzig 1866 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Band 5) (ND Göttingen 1965), S. 122–143. Dieser autobiographische Teil der Stadtchronik ist öfters separat abgedruckt worden und ruft dann den Eindruck einer in sich abgeschlossenen Autobiographie hervor, was den Intentionen des Verfassers eindeutig zuwiderläuft.

**35** Jakob Andreae: Leben des Jakob Andreae, Doktor der Theologie, von ihm selbst mit grosser Treue und Aufrichtigkeit beschrieben, bis auf das Jahr Christi 1562. Lateinisch und deutsch. Eingel., hg. und übers. von HERMANN EHMER. Stuttgart 1991 (Quellen und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte. Band 10); zu Andreae siehe JANCKE: Autobiographie (wie Anm. 7), S. 54–66; Abra-

dass er lebenslang von württembergischen Herzögen gefördert worden sei und dass seine theologische Arbeit vollkommen in Abhängigkeit von ihnen zu sehen sei. Scultetus war in Schlesien geboren. Seine Autobiographie beginnt er aber damit, dass er sich zuallererst seinem kurpfälzischen Landesherrn, dessen Hofprediger er bis in die Anfänge des 30jährigen Krieges gewesen war, und dessen Territorium zuordnet. Erst danach erwähnt er seine Herkunft. Auch hier ist die ganze Lebensgeschichte von der Amtstätigkeit und ihrer Zuordnung zu einem größeren Gemeinwesen her gedacht. Johann Aventin (1477–1534) nutzte sein Tagebuch unter anderem für historisch-politische Einträge zur deutschen und bayerischen Geschichte, ebenso wie für Notizen zu seiner Stellung als Prinzenzieher und Landeshistoriograph.<sup>36</sup> Der Tübinger Gräzist Martin Crusius (1526–1607) sammelte zunächst in fast fünf Bänden seine handschriftlichen Notizen mit Material für seine mehrbändige schwäbische Chronik «Annales Svevici», um dann noch autobiographische Tagebuchnotizen in weiteren vier Bänden anzuschließen.<sup>37</sup> In diesem zweiten, autobiographischen Teil hielt er auch Details zur Rezeption seiner mittlerweile (1595–1596) gedruckten Chronik fest. Dabei beschäftigten ihn besonders die Honorierungen durch die von ihm historiographisch gewürdigten adligen Familien und Städte. Ebenfalls nahm er in den Tagebuchteil auch weitere Informationen auf, die für dieses chronikalische Werk von Interesse waren, zusätzlich mit Angaben darüber, wer ihm die Informationen auf welchem Wege beschafft hatte. Hier lassen sich also die allmähliche Entstehung eines historiographischen Werkes

---

ham Scultetus: *De curriculo vitae Inprimis vero De actionibus Pragensibus Abrah. Sculteti Professoris nuper Theologi in Florentissima tunc Academia Heidelbergensi Narratio Apologetica*. Emden 1625; deutsche Übers.: *Die Selbstbiographie des Heidelberger Theologen und Hofpredigers Abraham Scultetus (1566–1624)*. Neu hg. und erl. von GUSTAV ADOLF BENRATH. Karlsruhe 1966 (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evangelischen Landeskirche in Baden. Band 24) (deutsche Übers. aus dem Jahr 1628); zu Scultetus siehe JANCKE: *Gelehrtenkultur* (wie Anm. 19).

**36** Johann Aventin: *Hauskalender*. In: Johannes Turmair's gen. Aventinus *Sämtliche Werke*. Auf Veranlassung des Königs von Bayern hg. von der königlichen Akademie der Wissenschaften. 1., 2., 4. Band, 1. Hälfte. München 1881–1882; 3., 4. Band, 2. Hälfte, 5. Band. München 1883 und 1884; 6. Band. München 1908. Band 1: Johannes Turmair's genannt Aventinus *Kleinere historische und philologische Schriften*. Hgg. von KARL VON HALM (lateinische Schriften) und FRANZ MUNCKER (deutsche Schriften). München 1881, S. 655–689, Text S. 658–689.

**37** Der autobiographische Teil dieser Aufzeichnungen in neun Bänden ist publiziert: Martin Crusius: *Diarium Martini Crusii 1596–1597*. Hgg. von WILHELM GÖZ und ERNST CONRAD. Mit einem Bildnis des Martinus Crusius Band 1. Tübingen 1927; Ders.: *Diarium Martini Crusii 1598–1599*. Hgg. von WILHELM GÖZ und ERNST CONRAD Band 2. Tübingen 1931; Ders.: *Diarium Martini Crusii 1600–1605*. Hgg. von REINHOLD STAHLCKER und EUGEN STAIGER unter Mitwirkung von REINHOLD RAU und HANS WIDMANN Band 3. Tübingen 1958; Ders.: *Diarium Martini Crusii. Gesamtregister*. Bearb. von EUGEN STAIGER Band 4. Tübingen 1961. Die schwäbische Chronik erschien unter dem Titel: *Martin Crusius: Annales Svevici: siue Chronica Rervm Gestarvm Antiquissimæ Et Inclytæ Svevicæ Gentis ... ; Adivnctis Interim Caeteræ Qvoque Germaniæ, Orientis & Occidentis ac vicinarum prouinciarum ad nostra vsque tempora, memorabilibus rebus ac scitu dignis. ... / Avctore Martino Crvsio, Graecæ Et Latinae Lingvæ, cum Oratoria in celebri Academia Tybingensi Professore & Historico*. Frankfurt a. M. 1595–1596.

ebenso wie die nachfolgende Arbeit, mögliche soziale Auswirkungen und Gebrauchsweisen im Tagebuch verfolgen.

Eine andere Variante findet sich bei Katharina Zell (ca. 1498–1562), der Straßburger Reformatorin und Publizistin.<sup>38</sup> In ihrer geistlichen Autobiographie blickt sie auf die Zeit der frühen Reformation zurück, um sie zu einer Norm zu erklären, an die sich auch die zweite Generation reformatorischer Pfarrer zu halten hätte. Es ging ihr dabei um aktuelle Streitigkeiten der Geistlichkeit mit dem Rat der Stadt, in denen die Pfarrer verlangten, alle Einwohner hätten sich zur lutherischen Konfession zu bekennen, oder aber sie müssten vertrieben werden. Zell war gegen eine solche intolerante Vertreibungspolitik und berief sich dafür auf die frühe Reformation. Hier wurde die eigene Person im politischen und kirchlichen Gemeinwesen der Stadt verankert, um aus der beschriebenen Vergangenheit eine verbindliche Tradition abzuleiten und in der Gegenwart auch wirksam machen zu können. Die Gastfreundschaft von Katharina und Matthäus Zell im Rahmen eines geistlichen Haushaltes stand sowohl mit ihren Funktionen der Armenfürsorge als auch mit ihrer konfessionellen Offenheit im Zentrum dieser kirchenpolitischen Überlegungen.

Neben den Traditionen, in die die AutorInnen sich autobiographisch hineinstellten, gab es so wie in diesen Beispielen immer zugleich auch die Traditionen, die sie selbst stiften oder zu deren Aufrechterhaltung sie beitragen wollten. Vergangenheitskonstruktionen der eigenen Person und der anderen Personen und Gemeinschaften, denen man sich zugehörig erweisen wollte, wurden mit Blick auf eine Zukunft vorgenommen. In dieser Hinsicht sahen die VerfasserInnen auf diejenigen, die sie sich als Publikum vorstellten oder wünschten, oft auch so wie Katharina Zell auf aktuelle Probleme, zu denen sie Stellung nehmen wollten. Eine solche Zukunftsperspektive konnte bei Erasmus (1466/1469–1536) die schlichte Form annehmen, dass er seine Lebensgeschichte aufschrieb und im Rahmen eines Briefes an seinen Freund Goclenius schickte.<sup>39</sup> Damit wollte er dafür sorgen, dass seine Biographen auch eine von ihm selbst zusammengestellte und kontrollierte Informationssammlung zu ihrer

**38** Katharina Zell: Ein Brieff an die gantze Burgerschaft der Statt Straßburg/ von Katherina Zellin/ dessen jetz sa(e)ligen Matthei Zellen/ deß alten und ersten Predigers des Euangelij diser Statt/ nachgelassne Ehefraw/ Betreffend Herr Ludwigen Rabus/ jetz ein Prediger der Statt Ulm/ sampt zweyen brieffen jr und sein/ die mag mengklich lesen und urtheilen on gunst vnd hasß/ sonder allein der warheit warnemen. Dabey auch ein sanffte antwort/ auff jeden Artickel/ seines brieffs. Anno M.D.LVII [Straßburg]. In: Katharina Schütz Zell Band 2: The Writings. A Critical Edition. Hg. von ELSIE ANNE MCKEE. Leiden u. a 1999 (Studies in Medieval and Reformation Thought. Band 69, 2), S. 167–303.

**39** Desiderius Erasmus von Rotterdam: Compendium Vitae Erasmi. In: Opus Epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami Tom. 1: 1484–1514. Hg. von P. S. ALLEN. Oxford 1906, S. 46–52; der zugehörige Brief gleichen Datums an Goclen: Opus Epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami Tom. 5: 1522–1524. Hgg. von P. S. ALLEN und H. M. ALLEN. Oxford 1924, S. 431–438 no. 1437; deutsche Übers. in: Der deutsche Renaissancehumanismus. Abriß und Auswahl von WINFRIED TRILLITZSCH. Frankfurt a. M. 1981, S. 331–337. Zu Erasmus' intensiven publizistischen Bemühungen beim Auswählen, Redigieren und Edieren dessen, was die Nachwelt von ihm überliefert bekommen sollte, vgl. die Studie von LISA JARDINE: Erasmus, Man of Letters. The Construction of Charisma in Print. Princeton 1993.

Verfügung hatten. Erasmus sah noch viel intensiver als viele andere seine jeweilige Gegenwart und biographische Vergangenheit als eine zukünftige Vergangenheit an, die nicht nur bewahrt und überliefert zu werden verdiente, sondern die vor allem auch seiner aktiven, gestaltenden Vorsorge bedurfte.

Viele AutorInnen schrieben ihre Selbstzeugnisse, um damit nützliches Wissen für die nächsten Nachkommen oder auch noch nachfolgende Generationen bereitzustellen. Am deutlichsten wird dies bei Familienchroniken oder auch Rechnungsbüchern. Dabei konnte es um Kontakte gehen, bei denen die nächste Generation für den aktuellen Stand der Beziehungen auch die Vorgeschichte kennen oder auch nur die Namen derer wissen musste, die man für irgendwelche Anliegen ansprechen konnte, etwa bei dem Fugger-Juristen Lukas Geizkofler (1550–1620) oder dem sächsischen Oberhofprediger Matthias Hoe von Hoeneegg (1580–1645).<sup>40</sup> Die implizite Voraussetzung für das Funktionieren solcher Wissensbestände war, dass man in sozialen Beziehungen über die Generationen hinweg zur Fortsetzung der Reziprozität verpflichtet wäre, dass also etwa Dienste, die die AutorInnen selbst jemandem geleistet hatten, auch in der nächsten Generation durch Gegenleistungen an ihre Nachkommen erwidert zu werden hatten.<sup>41</sup> Umso wichtiger musste es sein, dass die nächste Generation über die Beziehungen generell und insbesondere über den Stand der Interaktionen genau informiert war.

Eine Tradition, die man mit einem Selbstzeugnis weitergeben oder stiften wollte, konnte aber auch ganz explizit im Sinne von verpflichtenden Verhaltensnormen gemeint sein, so wie sie etwa Konrad Pellikan in Form eines ethischen Testaments überlieferte, das in jedem einzelnen Textelement Exempla für das Leben von Gelehrten liefern sollte.<sup>42</sup> Gedacht war dies für seinen Sohn Samuel und seinen Neffen Konrad Wolfhart. Er wollte also auch für die nächste Generation eine biographische Nachfolge herstellen, die er auch weiterhin zwischen Onkel und Neffen für möglich hielt. Diese beiden Adressaten forderte er auf, sein eigenes Leben ebenso wie das seines Onkels als Sammlung von Exempla zu behandeln, die sich insbesondere auch auf Gastfreundschaft konzentrierten. Darüber hinaus sollten sie dann auch wiederum ihr eigenes Leben zu Exempla verschriftlichen und zum Gebrauch für die ihnen nachfolgende Generation bereitstellen. Pellikan stellte sich vor, dass die Gelehrten in dieser Weise ein immaterielles Erbe ansammeln sollten, das für weitere Gelehrte der Familie als bindende Tradition überliefert und von ihnen genutzt werden sollte. Wie

---

**40** Lukas Geizkofler: MANFRED LINSBAUER: Lukas Geizkofler und seine Selbstbiographie. 2 Bd.e. (Diss. phil.) Wien 1978, Text S. 164–372, Kommentar S. 379–515; Matthias Hoe von Hoeneegg: (a) D. M. Hoë de vita propria, ex ejus Autographo. In: Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen. 3. Beytrag. Leipzig 1720, S. 398–410, sowie (b) Bruchstück einer Selbstbiographie des kursächsischen Oberhofpredigers D. Mathias [!] Hoe von Hoeneegg. Mitgeteilt von Pfarrer SCHEUFFLER. Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 13 (1892) S. 28–40, 105–135, Text ab S. 29.

**41** Dazu JANCKE: Autobiographie (wie Anm. 7), S. 56 mit Anm. 35 sowie S. 157–161.

**42** Dazu genauer siehe JANCKE: „Individuality“ (wie Anm. 7). Siehe unten Anm. 49.



Felix Platter fand er, dass sein eigener Haushalt ihm ebenso wie seinem Onkel die Möglichkeit zur Gastfreundschaft bot. Anders als Martin von Leibitz meinte er aber, dass nur ein Haushalt, der auf einen mit oder ohne Ehe lebenden einzelnen Gelehrten hin zugeschnitten war, nicht aber ein Kloster, den Rahmen für eine solche Traditionsstiftung zu bieten hatte.

Die zeitlichen Dimensionen für die autobiographisch vorgenommenen Vergangenheitskonstruktionen waren also grundsätzlich synchron-zeitgeschichtlich ausgerichtet, während sie diachron in aller Regel mit einem relativ kurzen Zeithorizont von bis zu einigen Generationen versehen waren. Zumeist für ein familiäres Publikum geschrieben und dort auch überliefert, stehen Selbstzeugnisse damit an einer Stelle, an der die VerfasserInnen sich intensiv um ein kollektives Gedächtnis bemühten. Ihre autobiographischen Aufzeichnungen konzentrierten sich überwiegend auf die vorangegangene oder nachfolgende Kette von wenigen Generationen und beschränkten sich damit auf denjenigen Teil des kollektiven Gedächtnisses, den Aleida und Jan Assmann das ‚kommunikative Gedächtnis‘ genannt haben.<sup>43</sup> Jedoch handelt es sich hier eben nicht nur um mündliche Überlieferung, sondern um ganz gezielte Verschriftlichung, um damit Eingang in dauerhaftere Überlieferungszusammenhänge mit größeren Zeithorizonten zu finden und diese mit zu prägen. Maßgeblich war für die VerfasserInnen von Selbstzeugnissen die Zugehörigkeit zu Gruppenkulturen, die man sowohl durch eine synchrone Vernetzung als auch durch ein diachrones Einfügen in eine Generationenkette zu erreichen oder zu befestigen suchte. Diese Kette von Generationen war vielfach familiär oder verwandtschaftlich gedacht, konnte aber auch Lehrer oder AmtsvorgängerInnen mit umfassen und nicht-verwandtschaftliche Gemeinschaften betreffen, wie es sich für geistliche Institutionen, gelehrte Gruppenkultur und politische Gemeinwesen besonders deutlich gezeigt hat. Verbindung und Kontinuität waren dabei die leitenden Prinzipien, die eine ausführliche Entfaltung und Darstellung der Person in ihren weiter ausgreifenden Zeithorizonten möglich und sinnvoll machten.

Mit diesen Zeitspannen von nur wenigen Generationen erfassen Selbstzeugnisse zumeist kürzere Zeithorizonte. Dieser Befund erstreckt sich jedoch in erster Linie nur auf die thematisierten Inhalte und die angestrebten AdressatInnen. Bezieht man auch andere Textdimensionen mit ein, wie etwa Zitate und Anspielungen, Vorbilder und literarische Traditionen, und zwar unabhängig davon, ob sie explizit aufgerufen oder eher als implizites Wissen stillschweigend vorausgesetzt wurden, dann öffnen

---

**43** ALEIDA ASSMANN: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. 5., durchgesehene Aufl. München 2010 (1. Aufl. 1999; zuerst Habilitationsschrift 1992); JAN ASSMANN: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992. Selbstzeugnisse bieten eine gute Möglichkeit, diese Prozesse genauer zu studieren, sind dafür aber noch wenig genutzt worden; vgl. dazu CLAUDIA ULBRICH u. a.: *Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven*. In: *Selbstzeugnis und Person*. Hgg. von DERS. u. a. (wie Anm. 2), S. 1–19, hier S. 10–14.

sich sogleich viel weitere Zeiträume, die in Selbstzeugnissen ausschnittsweise präsent waren. Wenn Katharina Zell in ihrer geistlichen Autobiographie mit biblischen Zitaten argumentierte oder wenn Martin Luther (1484–1546) seine reformatorischen Aktivitäten autobiographisch mit einem intensiven Schriftstudium begründete, so griffen sie auf einen aus der Antike stammenden Textfundus zurück, der auch in ihrer zeitgenössischen Gesellschaft noch als relevant galt.<sup>44</sup> Mit jeder einzelnen Aufrufung solcher Textbestände verwies man nicht nur auf lange vergangene Zeiten, sondern auch auf eine verbindende Kontinuität. Die aktuelle Geltung solcher Überlieferungen für die eigene Gegenwart wurde mit jeder Bezugnahme sowohl vorausgesetzt als auch erneut bekräftigt. Auch wenn persönliche und historische Brüche thematisiert wurden, wie etwa bei Zell und Luther im Kontext der Reformation, sah man Kontinuität als einen hohen Wert an und suchte zu erweisen, dass man selbst und die eigene Gruppe sich im Rahmen von Tradition und Kontinuität verhalten hätten, während man einen Kontinuitätsbruch und damit auch Illegitimität den GegnerInnen zuschrieb.

Eine besonders große Rolle spielten Vorbilder, durch die Verhaltensmuster und Zugehörigkeiten ebenso wie deren bereits etablierte Hochschätzung in ein Selbstzeugnis eingebracht werden konnten. Auf Vorbilder, die über Zeitspannen von vielen Hunderten von Jahren hinweg relevant waren, verwies etwa der Buchbinder Georg Frell (1530–nach 1597), der sich auf die Apostel, die Jünger und die ersten Christengemeinden berief, um seine Orientierungen als Täufer in eine legitime Traditionslinie hineinzustellen.<sup>45</sup> Die bis in die Antike zurückreichende Vergangenheit, die hier konstruiert wurde, war deshalb so wichtig, weil es in der Gegenwart für die Täufer so große Legitimitätsprobleme wegen der fehlenden Tradition ihrer Praktiken gab. Nicht viel anders verfuhr Gelehrte wie Simon Lemnius (ca. 1511–1550), der sich zur Legitimation seiner speziellen Wahl eines Patrons ganz generell auf das antike Vorbild des Maecenas berief, oder all diejenigen, die sich mit unterschiedlichen Akzenten auf Augustinus bezogen: Martin Luther für das Schriftstudium, Conrad Gesner für die Zusammenstellung von bio-bibliographischen Angaben oder Petrus Canisius (1521–1597) für einen geistlichen Dialog mit Gott.<sup>46</sup>

**44** Zell: Brieff (wie Anm. 38); Martin Luther: Praefatio zu Martin Luther: Opera omnia 1, Wittenberg 1545 (HELMAR JUNGHANS). In: Martin Luther: Studienausgabe. Hg. von HANS-ULRICH DELIUS Band 5. Leipzig 1992, S. 618–638, Text S. 624–638 (nach WA 54, S. 179–187); deutsche Übers.: ERNST STRACKE: Luthers großes Selbstzeugnis 1545 über seine Entwicklung zum Reformator. Historisch-kritisch untersucht. Leipzig 1926 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Band 140).

**45** Georg Frell: Die Autobiographie des Georg Frell von Chur. Hg. von SIMON RAGETH, eingeleitet von OSKAR VASELLA. Zwingliana VII (1939–1943) S. 457–469.

**46** Simon Lemnius: LOTHAR MUNDT: Lemnius und Luther. Studien und Texte zur Geschichte und Nachwirkung ihres Konfliktes (1538/9). Teil 1: Studien. Teil 2: Texte. Bern u. a. 1983 (Arbeiten zur Mittleren Deutschen Literatur und Sprache. Band 1 und 2), darin Apologia: Band 2, S. 173–255 (lateinischer Text und deutsche Übers.), Band 1, S. 269–284 (Kommentar), zu Maecenas Band 2, S. 242 Z. 17–244 Z. 2.; Luther: Praefatio (wie Anm. 44), WA 54, S. 196; deutsche Übers. nach STRACKE: Selbstzeugnis (wie Anm. 44), S. 14; GESNER: Art. (wie Anm. 29); Petrus Canisius: Canisii autobiographia sive confessiones et testamentum. In: Beati Petri Canisii, societatis Iesu, epistulae et acta. Collegit et adnotationibus

Vergangenheit zeigt sich gerade hier bei der Berufung auf Vorbilder als ein Feld, das in Selbstzeugnissen nicht insgesamt und um seiner selbst willen (re-)konstruiert werden sollte. Vielmehr hatten die genannten AkteurInnen Zugang zu diesem Feld und konnten sich Vorbilder und andere Modelle für ihre gegenwärtigen Handlungsoptionen daraus entnehmen – sich selbst aber dabei zugleich im Lichte dieser Vorbilder präsentieren, versehen mit einer lange zurückreichenden zeitlichen Vor-Formierung ihrer eigenen Person.<sup>47</sup> Der eigene Gebrauch dieser ausgewählten Vergangenheit stand im Vordergrund und führte dazu, dass ‚Tradition‘ eine stets veränderliche und beeinflussbare Größe war, die durch jeden Zugriff neu akzentuiert und letztlich auch gestaltet wurde.

Ein großes Feld eröffnete sich auch dann, wenn durch die Form des jeweiligen Textes Traditionen aufgerufen wurden. Das konnte wie bei Johannes Butzbach (1478–1526) durch Abgrenzung geschehen. Der Benediktinermönch und Novizenlehrer Butzbach verwahrte sich dagegen, dass seine Autobiographie mit Legenden und Heiligenviten auf eine Stufe gestellt würde – offensichtlich erschien ihm diese Verbindung mitsamt einer daran anknüpfenden kritischen Bewertung als so zwingend, dass er sich gleich in den einleitenden Sätzen zu diesem Problem Stellung zu nehmen genötigt sah. Er hatte, ähnlich wie auch Johann Eck (1486–1543), die bescheidenere, aber ebenfalls als mittelalterliche Tradition bekannte Form eines ‚vocation letter‘ im Sinn, der den Adressaten zur Übernahme der eigenen Lebensweise motivieren sollte.<sup>48</sup> Butzbach wie Eck (und viele andere) machten sich selbst zum Exemplum, an dem im Sinne eines ‚ethischen Testamentes‘ das Vorbildhafte beschrieben und zur Nachahmung empfohlen wurde.<sup>49</sup> Damit wurde die eigene Person zum Träger

---

illustravit OTTO BRAUNSBERGER, eiusdem societatis sacerdos. Insgesamt 8 Bd.e. 1896–1923: Band 1. 1541–1556. Cum effigie Beati Petri Canisii. Freiburg i. Br. 1896, S. 1–68, Text S. 6–31 (*Confessionum Canisii liber primus*), 32–52 (*Testamentum P. Petri Canisij ante mortem ab eo conscriptum: in quo fide bona vitae suae cursum Exponit*), 52–68 (*Reliquiae illarum partium „Confessionum“ et „Testamenti“, quae integrae superesse non videntur*). Außer Augustinus nennt Canisius auch seinen Lehrer Petrus Faber SJ mit seinem «Memoriale» als Vorbild für seinen Text.

<sup>47</sup> Vgl. zu den entsprechenden, am *ordo* ausgerichteten Personkonzepten EVA SCHLOTHEUBER: Norm und Innerlichkeit. Zur problematischen Suche nach den Anfängen der Individualität. *Zeitschrift für historische Forschung* 31,3 (2004) S. 329–357.

<sup>48</sup> JOHANNES BUTZBACH: *Odeporicon*. [Eine Autobiographie aus dem Jahre 1506.] Einl., Übers. und Komm. von ANDREAS BERIGER. Weinheim 1991 (*Acta humaniora*); JOHANN ECK: *Epistola de ratione studiorum suorum* (1538). Hg. von JOHANNES METZLER SJ. Münster 1921 (*Corpus Catholicorum*. Band 2), S. 38–75. Zu ‚vocation letters‘ siehe JEAN LECLERCQ O.S.B.: *The Love of Learning and the Desire for God. A Study of Monastic Culture*. London 1978 (zuerst französisch: *L’amour des lettres et le désir de Dieu. Initiation aux auteurs monastiques du moyen âge*. Paris 1957), S. 224–228.

<sup>49</sup> Siehe oben Anm. 42. Die bis in die Antike zurückreichende Tradition der ethischen Testamente ist bisher für jüdische Selbstzeugnisse untersucht worden, siehe AVRIEL BAR-LEVAV: „When I was alive“. *Jewish Ethical Wills as Egodocuments*. In: *Egodocuments and History. Autobiographical Writing in its Social Context since the Middle Ages*. Hg. von RUDOLF DEKKER. Hilversum 2002, S. 45–59 (deutsche Übers.: „Ganz so wie zu meinen Lebzeiten“. *Jüdische ethische Testamente als Ego-Dokumente*. In: *Selbstzeugnisse*. Hgg. von KLEIN und RIES [wie Anm. 15], S. 27–46). Für christliche Selbstzeugnis-

gemeinsamer und auf eine Gemeinschaft orientierter Werte, die sowohl Vergangenheits- und Gegenwarts- als auch Zukunftsaspekte besaßen – letzteres zumindest nach dem Willen des Schreibenden.

Der Dresdener Superintendent Daniel Greiser (1504–1591) nannte die Biographien *fürtrefflicher Menner* und insbesondere diejenigen des Plutarch als seine eigenen Vorbilder, wollte aber gleichzeitig auch sein eigenes Leben für die ihm unterstellten Pfarrer als nachzuahmendes Vorbild präsentieren.<sup>50</sup> Der Baseler Theologe und Arzt Heinrich Pantaleon (1522–1595) wiederum stellte sich mit seinem biographischen Sammelwerk «Prosopographiae heroum atque illustrium virorum totius Germaniae» (lateinische Erstfassung) bzw. «Teutscher Nation Warhafften Helden» (deutsche Übersetzung) in den Kontext einer bis in die Antike zurückreichenden Gruppe vorbildlicher Männer und deren literarischer Repräsentationen hinein, indem er sich selbst am Schluss ebenfalls mit einem biographischen Artikel einreichte.<sup>51</sup> Der humanistische Dichter und Geschichtspräsident Helius Eobanus Hessus (1488–1540) schließlich konnte sich darauf verlassen, dass seine autobiographische Epistel innerhalb seines als «Helii Eobani Hessi Heroidum libri tres» betitelten Werkes auf die «Heroides» des Ovid bezogen werden würde, ohne dass noch ausdrückliche Hinweise nötig gewesen wären.<sup>52</sup> Implizites Wissen war auch auf der Ebene der Schreibpraktiken maßgeblich

---

se sind ethische Testamente bisher praktisch gar nicht wahrgenommen worden. Jedoch finden sich außer den hier genannten Beispielen so zahlreiche christliche Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und die ganze Frühe Neuzeit hindurch, die die gleichen Funktionen haben, dass sie ebenfalls als ethische Testamente untersucht werden sollten.

**50** Hans Daniel Greiser: HISTORIA Vnd beschreibung des gantzen Lauffs vnd Lebens/ wie nemlich ich DANIEL GREISER, Pfarrer und *Superintendent* in Dreßden/ meinen *Curriculum vitae*, vom 1504. Jare an/ bis ins jtzo lauffende 1587. Jar/ als nun mehr ein 83.jähriger/ durch Göttliche gnad geführt habe/ Von mir selbst für meinem seligem ende schlecht vnd einfeltig den guthertzen/ so dessen gerne wissenschaft tragen möchten/ zusammen bracht. DRESDAE 1587 (fol. Air abweichende Überschrift: HISTORIA Vnd beschreibung des gantzen lauffs vnd lebens / des Achtbarn / Ehrwürdigen vnd Wolgelahrten Herrn Daniel Gresers / Pfarrhers vnd *Superintendent* in der Churfürstlichen Stadt Dreßden).

**51** Heinrich Pantaleon: Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae. Basel 1565–1566, am Schluss (lateinisch); Ders.: Heinrich Pantaleon Medicus vnd Historicus. In: Der Dritte vnd letzte Theil Teutscher Nation Warhafften Helden: Inn diesem werden aller Hochberümpften Teutschen Personen / Geistlicher vnd Weltlicher / hohen vnnidern stadts / Leben vnnidern namhafte Thaten gantz warhafftig beschrieben / welliche durch jhre tugendt / grosse authoritet / starcke waffen / frommkeit / weißheit / vnd gute künst / vnder den fünff letzten Keysern Maximilian I. Carolo V. Ferdinando / Maximilian II. vnd Rudolphen II. von dem 1500. biß auff das lauffende 1578. jar / jhr Vatterland Teütsche Nation höchlich bezieret / vnd groß gemacht. Erstlich durch den Hochgelehrten Herren Heinrich Pantaleon fast auß aller Völckern Historien / Chronicken / vnnidern Geschichtrodeln (...) in Latein zusammen gebracht / (...) verteutschet / reichlich gemehret / geenderet / vnd gebesseret (...). Basel 1578, S. 529–534 (deutsch).

**52** Helius Eobanus Hessus: Eobanus Posteritati. In: Helii Eobani Hessi Heroidum libri tres. Hagenau 1532 (lib. III), neubearb. nach: Ders.: Heroidarum Christianarum epistolae. Leipzig 1514; lateinischer Text und deutsche Übers. in: Lateinische Gedichte deutscher Humanisten. Lateinisch und deutsch. Hg. von HARRY C. SCHNUR. 2. Aufl. Stuttgart 1978, S. 210–219.

daran beteiligt, welche Vergangenheitskonstruktionen die VerfasserInnen vornehmen und bei ihrem Publikum abrufen konnten.

Auch in diesen Fällen war die mit Selbstzeugnissen konstruierte Vergangenheit eine, die in gegenwärtigen Situationen gebraucht wurde, die wichtige Ressourcen zugänglich machte und mit der sich Beziehungen knüpfen sowie Zugehörigkeiten herstellen und aufrechterhalten ließen. Die konstruierte Vergangenheit hatte jeweils sehr viel Nützliches zum Betreiben gegenwärtiger Verhältnisse einzubringen. Gleichzeitig sollte sie darüber weit hinausreichen und eine Zukunft gestalten helfen, in der Wünsche und Absichten der Schreibenden durch ihre AdressatInnen realisiert werden würden. Gegenwart und Zukunft wurden als Handlungsfelder gesehen, in denen die AkteurInnen vor dem Hintergrund von überlieferten gemeinsamen Werten und Normen die Aufgabe hatten, Stabilität zu erreichen und zu diesem Zweck Kontinuitäten zu wahren, damit sich die gemeinsamen Angelegenheiten auch weiter betreiben ließen. Kein Wunder, dass die Gegenwart sich in den Selbstzeugnissen als Schauplatz aller möglichen Konflikte um solche Konstruktionen und Orientierungen erwies, als Experimentierfeld zur Positionierung und Re-Positionierung in zeitlich und sozial weit ausgreifenden Geflechten.

## 5 Fazit: Verflochtene Zeitlichkeit

Vergangenheitskonstruktionen, die in Selbstzeugnissen an der eigenen Person vorgenommen wurden, waren ebenso wie das autobiographische Schreiben und andere Praktiken des Wortes ein Teil der Sozialität von Tradition und Traditionsbildungsprozessen. Gelehrte entfalteten hier besonders vielfältige Aktivitäten. Die individuellen Personen, die solche Selbstzeugnisse verfasst und sich selbst darin dargestellt haben, hatten Anliegen im Sinn, die über ihre eigene Person hinausgingen. Solche Anliegen bezogen sich auf Gemeinschaften und Gemeinwesen, denen sie angehörten und die sie mit gestalten wollten. In Bezug auf solche Gruppenbildungsprozesse, wie sie etwa am Beispiel der Gastfreundschaft in Selbstzeugnissen zu beobachten sind, lässt sich die Frage nach personaler Identität in die bisherigen Forschungen zu Personkonzepten einordnen und ganz ausdrücklich als eine Frage nach handlungsleitenden Person- und Gesellschaftskonzepten neu formulieren. Entsprechend sind auch die Vergangenheitskonstruktionen in Selbstzeugnissen mit der für diese Texte grundlegenden Sozialität verknüpft.

Selbstzeugnisse des 15. und 16. Jahrhunderts zeigen vielfach eine Rückbindung in historische Traditionen des Mittelalters und der Antike. Die Texte fungierten als Träger des Vergangenheitsbezuges, der von der eigenen Gegenwart her und nachdrücklich auch auf sie hin organisiert wurde. Bezüge konnten explizit oder implizit hergestellt und entweder auf der Ebene von Inhalten oder auf der Ebene von Texten und ihrer formalen und ästhetischen Gestaltung angesiedelt werden. Für Personen,

Handlungsweisen oder Schreibpraktiken wurden dadurch Vorbilder aufgerufen, die als hoch bewertete Traditionsbestände Vergangenheit in den gegenwärtigen Text hineinbrachten. Auf diese Weise wurde Kontinuität vorausgesetzt, zugleich aber mit den Selbstzeugnissen auch ganz entscheidend hergestellt. Die so konstruierte Zeitlichkeit war also eine, die von der Gegenwart aus eine Kontinuität zur Vergangenheit darstellte, jedoch immer in ausgewählten Elementen.

Dabei war neben einer Anbindung an die Vergangenheit genauso sehr eine Verknüpfung mit der Zukunft beabsichtigt. Die konstruierte Vergangenheit lässt sich daher noch genauer, in Analogie zu Bourdieus Formulierung der Nutzungs- oder Gebrauchsverwandtschaft,<sup>53</sup> als ‚Gebrauchsvergangenheit‘ bezeichnen: Aufgerufen, zitiert und herangezogen wurde von den VerfasserInnen diejenige Vergangenheit, die aus der jeweiligen Perspektive der schreibenden Person in ihrer Schreibsituation heraus von Bedeutung sein konnte, und zwar sowohl für einen Gebrauch durch die schreibende Person als auch vor allem für die anvisierten AdressatInnen eines Selbstzeugnisses. Auch bei den Konstruktionen von Vergangenheit, die mit Selbstzeugnissen vorgenommen wurden, standen für die VerfasserInnen Praktiken und Gebrauchsweisen im Vordergrund.

Es ging also in Selbstzeugnissen genauso wenig um eine umfassende (Re-)Konstruktion von Vergangenheit, wie es den AutorInnen in diesen Texten um eine umfassende (Re-)Konstruktion ihrer ganzen Lebensgeschichte und Person ging. Wie für die Geschichtsschreibung insgesamt, waren die Schreibpraktiken auch bei Selbstzeugnissen im 15. und 16. Jahrhundert weniger auf objektives, vollständiges Sachwissen ausgerichtet als auf den jeweils angestrebten Nutzen und die dafür verwendbaren Wissensbestände.<sup>54</sup> Damit wurde ein Raum des Handelns mit Texten in Kontexten

---

**53** PIERRE BOURDIEU: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1997 (zuerst französisch: *Le sens pratique*. Paris 1980), Kap.: „Sozialer Nutzen der Verwandtschaft“, S. 288–351, hier S. 299f., 302. Bourdieu unterscheidet die *praktische Verwandtschaft* mit ihrem Nutzen im praktischen Gebrauch (S. 299f.) von der *Vorzeigeverwandtschaft* (S. 302) und geht in diesem Zusammenhang auch auf Vergangenheitskonstruktionen wie etwa genealogisches Wissen, Stammbäume etc. ein.

**54** RÜDIGER LANDFESTER: *Historia magistra vitae*. Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts. Genf 1972 (*Travaux d’humanisme et renaissance*. Band 123); JOACHIM KNAPE: „Historie“ in Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext. Baden-Baden 1984 (*Saecula spiritalia*. Band 10); HORST WALTER BLANKE und DIRK FLEISCHER: Artikulation bürgerlichen Emanzipationsstrebens und der Verwissenschaftlichungsprozeß der Historie. Grundzüge der deutschen Aufklärungshistorie und die Aufklärungshistorik. In: *Aufklärung und Historik. Aufsätze zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft, Kirchengeschichte und Geschichtstheorie in der deutschen Aufklärung*. Mit Beilagen. Hgg. von HORST WALTER BLANKE und DIRK FLEISCHER. Waltrop 1991, S. 33–112 (Erstdruck in: *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*. Hgg. von HORST WALTER BLANKE und DIRK FLEISCHER 2 Bd.e. Stuttgart-Bad Cannstatt 1990 [*Fundamenta Historica*. Band 1], Band 1, S. 19–102), S. 46 u. ö. (zur traditionellen Funktion der Geschichte – *historia magistra vitae*); HORST WALTER BLANKE: Von Chyträus zu Gatterer. Eine Skizze der Historik in Deutschland vom Humanismus bis zur Spätaufklärung. In: *Aufklärung*. Hgg. von BLANKE und FLEISCHER (wie Anm. 54), S. 113–140, 118f.; ULRICH MUHLACK:

frei, der es erlaubte, die eigene Person und ihre gegenwärtigen Praktiken in Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbezüge einzuordnen. Dieser Handlungsraum mit Texten stellte für die Schreibenden eine große Bandbreite an kombinatorischen Möglichkeiten zur Verfügung.

Insbesondere Gelehrte konnten sich als die Schriftlichkeitsspezialisten ihrer Gesellschaft aus einem immensen Fundus bedienen und hatten zugleich Zugang zu AdressatInnen, die ebenfalls an diesem gemeinsamen Traditionsbestand partizipierten. Vergangenheit bedeutete unter diesen Gesichtspunkten nicht zuletzt einen Fundus an Ressourcen, der indes den historischen AkteurInnen in sehr unterschiedlichem Ausmaß zur Verfügung stand. Gelehrte besaßen und verwalteten ein besonders breites und vielfältiges Repertoire. Mit Hilfe von gelehrtem Wissen und gelehrten Spezialisten erschlossen sich im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit zunehmend auch Adlige diese Möglichkeiten für ihre gruppenspezifischen Vergangenheitskonstruktionen. Für viele andere stellten die Bibel und andere religiöse Texte das wichtigste Repertoire bereit, ebenfalls eigene Vergangenheitskonstruktionen vorzunehmen, wie es etwa bei dem Buchbinder Georg Frell oder der Straßburger Reformatorin und Pfarrfrau Katharina Zell deutlich wurde.

Damit wurde die eigene Person in Selbstzeugnissen zum Knotenpunkt einer netzwerkartig gedachten Zeitstruktur. Die Zeitlichkeit in ihren Selbstzeugnissen war für die AkteurInnen nicht einseitig durch interne, lineare Prozess- und Entwicklungsverläufe bestimmt, wie sie vor allem seit dem 18. Jahrhundert in ‚Nation‘, ‚Staat‘ und ‚Person‘ als in sich abgrenzbaren Grundeinheiten angesiedelt wurden. Ebenfalls lässt sie sich nicht durch die mit diesen in sich abgegrenzten Basiseinheiten einhergehende Aufteilung in öffentliche vs. private, soziale vs. persönliche Zeitstrukturen beschreiben, die entsprechend unterschiedlichen gesellschaftlichen Funktionsbereichen aufgeteilt sind. Dieses aufklärerische Modell von Vergangenheitskonstruktion, das nicht zuletzt auch stark den entstehenden Nationalstaaten verhaftet war, wurde durch die Geschichtswissenschaft des 18. und 19. Jahrhunderts als ein dominantes Konzept historischer Zeitstrukturen analog zum Konzept von Behälterräumen etabliert. Im Licht spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Befunde ist dieses Modell jedoch von nicht geringerer regionaler und zeitlicher Partikularität als das bereits erwähnte Personkonzept des Individuums und jedenfalls nicht geeignet, um die Vielfalt frühneuzeitlicher Vergangenheitskonstruktionen erfassen zu können, wie sie unter anderem in Selbstzeugnissen vorgenommen wurden. Charakteristisch sind vielmehr eine Vielfalt von Perspektiven und eine verflochtene Zeitlichkeit.<sup>55</sup> Diese waren um die soziale

---

Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus. München 1991; ANTHONY GRAFTON: *What was History? The Art of History in Early Modern Europe*. Cambridge 2007.

<sup>55</sup> Vgl. auch die Bemerkungen zu Pluritemporalität in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen bei STEFAN HANß: „Tempus fugit“. Zeitkonzeptionen in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen. Masterabschlussarbeit, FU Berlin 2011, sowie DERS.: „Bin auff *diße Welt* gebohren worden“. Geburtsdatierung

Basiseinheit des Haushaltes herum organisiert, gleich ob diese Haushalte durch eine Ehe konstituiert wurden – bis hin zu den Herrscherhöfen – oder zum Beispiel von verschiedenen Varianten geistlicher Lebensformen her organisiert waren. An Haushalte als Basiseinheit waren für die VerfasserInnen von Selbstzeugnissen sowohl individuelles Leben als auch die verschiedenen Formen von Vergesellschaftung und Gemeinwesen angeknüpft.

Die VerfasserInnen von Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts gestalteten mit ihren Texten die für sie relevanten komplexen Zeitstrukturen mit ihren vielfachen Verflechtungen mehrfachrelationaler Partikel jeweils selbst mit. Durch ihr autobiographisches Schreiben betrieben sie aktiv ein ebenso verflochtenes „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“<sup>56</sup>, das an jeder Stelle Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsaspekte haben konnte. Die Zeitlichkeit der jeweils konstruierten Vergangenheit wurde dann ebenfalls nicht als eine in sich abgeschlossene, von Gegenwart und Zukunft getrennte Zeit-Einheit (etwa analog zu Behälterräumen) entworfen, die man als Inhalt des geschriebenen Textes zur Fixierung niederschreiben und ablegen wollte. Zirkulierende Ströme von Ressourcen, längere Handlungsketten und die Handlungslogiken in spezifischen, auch über die Generationen hinausreichenden Beziehungen im Rahmen von Gruppenkulturen waren für die Konstruktion von Vergangenheit ebenso wie für die Darstellung von Personen in Selbstzeugnissen viel wichtiger als festschreibende Charakterisierungen, die eine identitäre Stabilität und eine zentristische Selbstbezüglichkeit zu formulieren versuchten.

---

gen in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen. In: Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution. Hg. von ACHIM LANDWEHR. Bielefeld 2012, S. 105–153. Hanß greift Überlegungen von Achim Landwehr auf und konzentriert sich auf Fragen des Lebens, Bestimmens und Anzeigens von Zeit.

<sup>56</sup> HANNAH ARENDT: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. 8. Aufl. München 1994 (1. Aufl. 1958), Kap. 25.